This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

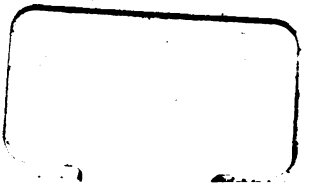
893
WALT
Harvard Divinity School

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

MDCCCCX

CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS

GIFT FROM
WIDENER LIBRARY



Gottes Liebe.

Predigten in Betrachtungen

für die

festliche Hälfte des Kirchenjahres.

Von

D. Wilh. Walther,
Professor und Universitätsprediger in Rostock.

Leipzig.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.
(Georg Böhme).
1901.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

H82.367
10-26-53

Alle Rechte vorbehalten.

893
Walther

gift - Widener ?

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei), Naumburg a. S.

Vorwort.

Zur Erbauung bestimmte Schriften werden von manchen lieber gelesen, wenn die einzelnen Abschnitte, in die sie zerlegt sind, nicht allzu großen Umfang haben. Aus diesem Grunde sind die nachfolgenden 12 Predigten für den Druck so umgearbeitet, daß sie auch als 38 Betrachtungen gelesen werden können. Sie lassen sich dann so verwenden, daß auf jeden Sonn- und Festtag der ersten Hälfte des Kirchenjahres eine Betrachtung kommt:

1.—4. Advent:	1.— 4. Betrachtung
1. u. 2. Weihnachtstag u. Sonntag n. Weihn.:	5.— 7. „
Sylvester, Neujahr, Sonntag n. Neujahr:	8.—10. „
Epiphanias, 1. u. 2. n. Epiph.:	11.—13. „
3. n. Epiph., Septuages., Sexages.:	14.—16. „
Estomihi, Invokavit, Reminiscere:	17.—19. „
Okuli, Lätare, Judika:	20.—22. „
Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag:	23.—25. „
1. u. 2. Ostertag, Quasimodogen., Miser. Dom.:	26.—29. „
Jubilate, Kantate, Rogate:	30.—32. „
Himmelfahrt und Exaudi:	33.—35. „
1. u. 2. Pfingsttag, Trinitatis:	36.—38. „

Es ist beabsichtigt, in Kürze unter dem Titel „Das Leben im Glauben“ für die Trinitatiszeit ein zweites Heft von demselben Umfange folgen zu lassen.

Rostock, September 1900.

Wilh. Walther.

Adventszeit.

Alle ruft Jesus Christus zu sich.

[1. Betrachtung: Kommt her zu mir alle!]

Matthäi 11, 25. Kommt her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Es ist Adventszeit. „Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren?“ Kannst du ihn erkennen unter all denen, die dir begegnen? Verkennst du ihn nicht? Wie zeichnete ihn Johannes der Täufer, der als sein Herold vor ihm hergesandt, aller Blicke auf ihn richten sollte? „Ich bin nicht wert, ihm die Riemen seiner Schuhe aufzulösen.“ Welche Hoheit sieht er an ihm! „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!“ Welche Niedrigkeit sieht er an ihm! Was bezeugen die, die ihn auf Erden gesehen? „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit;“ und dann wieder: „Er steige herab vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben.“ Warum haben seine Jünger ihm nicht glauben können, als er ihnen voraussagte, er werde leiden und sterben? Weil sie seine Hoheit erkannt hatten, konnten sie in seine Erniedrigung sich nicht mehr finden. Warum sind sie alle an ihm irre geworden, als die Stunden seines tiefen Leidens gekommen waren? Weil sie nun seine Erniedrigung mit ihren Augen sahen, konnten sie nicht mehr an seine Hoheit glauben.

Der einst in die Welt gekommen ist, will auch zu uns kommen. Er kommt, er kommt mit Willen, ist voller Lieb' und Lust, all' Angst und Not zu stillen, die ihm an uns bewußt. Aber unzählbar sind die Scharen derer, die nicht an ihn glauben können. Und selbst dir, der du doch schon an ihn geglaubt hast, kommen noch Stunden, da du dich nicht in ihn finden kannst. Woher das? Soweit es nicht böser Wille ist, ist vor allem das eine schuld daran: Es wird uns zu schwer, seine Hoheit und seine Niedrigkeit miteinander zu reimen. Vor dem einen verschwindet uns das andere. Und doch ist eben *das* das sichere Erkennungszeichen des Göttlichen, daß in dieser Welt die Strahlen seiner Herrlichkeit gedämpft sind durch die Schatten seiner Erniedrigung; ja, das ist die höchste Herrlichkeit des Göttlichen, daß es sich so tief herablassen kann. Tausende stoßen sich daran, daß in dem Bilde von der Person und dem Leben Jesu Christi neben der Majestät soviel menschliche Schwachheit zu sehen ist, daß die Geschichte seiner Kirche auf Erden neben dem wunderbaren, staunenswerten Siegesgange soviel Kleinliches, Kümmerliches, Betrübendes zeigt, daß aus der Heiligen Schrift nicht nur soviel anbetungswürdige Erhabenheit uns entgegenstrahlt, sondern in ihr auch soviel Unscheinbares uns begegnet, daß in unserem Christenleben neben den leuchtenden Beweisen der Macht und der Güte des Herrn auch soviel Alltägliches und soviel Dunkles zu finden ist. Aber wer erkannt hat, was das Besondere des Göttlichen ist, der liebt und bewundert es gerade in dieser Gestalt, an der die anderen sich nur stoßen. Der erkennt gerade daran den wahren „König der Ehren". Denn nur in dieser Gestalt konnte das Göttliche uns retten.

Und darum haben jene Worte des Herrn: „Kommet her zu mir alle" für den Gläubigen einen so wundervollen, herzbewegenden Klang. Aus ihnen redet unendliche Erhabenheit und beispiellose Herablassung zumal. Schon aus dem einen Worte: „alle": „Kommet her zu mir *alle*, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". **Alle ruft Jesus Christus** — *welche Niedrigkeit, daß alle kommen sollen! welche Hoheit, daß er alle erquicken will!*

Wenn in alten Zeiten ein König Krieg führen wollte, so ließ er die Werbetrommel schlagen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu

Dorf, als wollte er jedermann, der nur Lust dazu hatte, unter seine Fahnen rufen. Aber doch konnte ihm nie in den Sinn kommen, wirklich alle zu rufen. Denn was für ein Heer würde das geworden sein, wenn alle hätten kommen dürfen, auch die Kinder und die Greise, die Blinden und die Krüppel! Er würde eine Armee gesammelt haben, deren Anblick schon ihm nichts als Schimpf und Schande eingebracht hätte. Jesus Christus aber? „Kommet her zu mir alle", so lautet sein Werberuf. Tretet alle ein in den Kreis meiner Jünger! Werdet alle meine Freunde, zu denen ich mich vor aller Welt bekenne! Mit dem Wort „alle" bindet er sich selbst die Hände, daß er keine Auswahl unter ihnen treffen, nicht einen einzigen unter allen, die kommen, zurückweisen darf. Und wenn es Menschen wären, deren er sich tief schämen müßte; er muß sie aufnehmen unter die Zahl seiner Anhänger. Ob auch die Welt spotten und höhnen und auf sein Gefolge mit Fingern weisen und sagen würde: „Das sind Jesu Jünger; so sind die Frommen, die Heiligen!" — er muß es sich gefallen lassen. Und wenn er voraussehen könnte, daß ein Mensch ihm nur Kummer und Verdruß, Schmach und Schande bereiten wird, — er darf, wenn er kommt, sich nicht weigern, ihn aufzunehmen. Hat er nicht vorher bedacht, was er sagte? Hat er die Gefahr nicht gesehen, die er mit seinem „alle" über sich heraufbeschwor? Nein, nein, er redet nicht unbedacht. Er weiß, was dieses „alle" über ihn bringen wird. Und dennoch kann er es nicht zurückhalten. Dennoch ruft er es laut hinaus in das jüdische Land und in alle Völker der Erde und in alle Zeiten: „Kommt her zu mir alle!" Und als die schrecklichen Folgen dieses Wortes kamen, da nahm er sie alle auf sich, ohne auch nur je eine Linie breit von dem „alle" wieder abzuweichen.

Was für Schüler hat nun dieser Lehrer, was für ein Gefolge dieser König, was für ein Heer dieser Feldherr? Bedingungslos hat er sein „alle" gesprochen. So darf er nicht fragen nach dem Stande, nach dem Wissen, nach dem Verstande, nach der Bildung derer, die seinem Rufe folgen. Und wenn es die Hefe des Volkes ist, wenn es die allerniedrigsten sind, schon von Natur ohne jede Begabung, ungebildet, beschränkt bis aufs äußerste, — er muß sie willkommen heißen. O gewiß, es sollen auch die Vornehmen, die Weisen, die Gelehrten zu ihm kommen. Aber wie gering ist

deren Zahl gegen die der anderen. Wäre auch aus allen Ständen die Menge derer, die ihm nachfolgen, im Verhältnis gleich groß, wie überwiegend wird doch unter seinen Jüngern die Menge derer sein, die vor der Welt verachtet sind, weil der „Oberen“ nur zehntausend gegen Millionen der Unteren sind! Und wie leicht meint der in hoher und geehrter Stellung Dastehende eben daran genug zu haben, so daß er keine Erquickung von dem Herrn begehrt! Wie leicht begnügt sich der Gelehrte mit seinem Wissen, der Kluge mit seinem Verstande, der Gebildete mit seiner reichen Bildung und hat kein Ohr für das Rufen Jesu. Man kann voraussagen, wie es kommen wird: Fischer und ähnliches Volk wird sich ihm anschließen. In der feinen, gebildeten Stadt Jerusalem fast keiner, aber da auf dem Lande, in dem ungebildeten Galiläa, da wird er sich seine Jünger suchen müssen. Zu einem Spottwort für seine Anhänger wird es werden: „Du bist ein Galiläer, deine Sprache verrät dich!“

Freilich, ein paar Weise und Kluge werden auf ihn hören. Denn nicht alle sind so genügsam, daß sie ohne Ruhe für ihre Seele sich glücklich fühlen könnten. Aber merkwürdig, auch diese achtet die Welt in demselben Augenblick nicht mehr hoch, da sie an Jesum glauben. Denn in demselben Augenblick können sie sich nichts mehr einbilden auf ihre Weisheit, können und mögen nicht mehr vor der Welt damit großthun. Und das gehört nun einmal dazu, wenn man von der Welt geehrt werden will. So wird man sie nicht mehr beachten und wird nur auf die vielen unbedeutenden Leute unter Jesu Jüngern sehen. Es wird noch dahin kommen, daß man höhnend sagen wird: „Glaubt auch einer unter den Obersten an ihn?“ Ja, man wird jeden, der an Christum glaubt, ohne weiteres als beschränkt, zurückgeblieben, unwissend ansehen. Oder wenn es sich durchaus nicht leugnen läßt, daß ein Jünger Jesu viel weiß und großen Verstand besitzt, dann wird man ohne weiteres annehmen, er sei ein Heuchler. Es wird noch dahin kommen, daß man als selbstverständlich ansieht, das Christentum sei nur für das niedere Volk, höchstens für die Frauen. Welche Schmach bringt das „alle“ über unsern Herrn! Der da vom Himmel ist, den Gott selbst der Welt geschenkt hat, weil auf der ganzen Erde nicht ein Mensch und nicht die ganze Menschheit mit all ihrem Wissen und Können das zu schaffen vermögen, was Jesus Christus der

Welt anbietet, der soll nur für die etwas sein, die man verachtet! Wie tief erniedrigt er sich und seine Sache, indem er ausnahmslos alle zu sich ruft! Er hat es gewußt. Aber er scheut nicht davor zurück. Und ob derselbe traurige Erfolg ein Jahrhundert nach dem anderen eingetreten ist, er bleibt unentwegt bei seinem Wort: „Wer nur zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen."

[2. Betrachtung: Kommt ihr Mühseligen und Beladenen!]

Also, nur die Mühseligen dürfen kommen, die anderen nicht? So trifft er doch eine Auswahl? Nein, er stößt sein „alle" nicht wieder um. Aber er weiß, die anderen werden nicht kommen. Die alle hören nicht auf sein Rufen, die noch nicht sich mühselig und beladen fühlen. Wohl sind sie alle beladen mit der Last der Sünde; darum möchte er ihnen allen helfen. Aber er weiß, seine Hilfe werden nur solche in Anspruch nehmen, die das wissen und sich dadurch bedrückt fühlen. Wer sind das? Keine oder doch nur sehr wenige von denen, die vor der Welt ein anständiges Leben geführt haben. Denn die pflegen zu meinen, ihnen fehle nichts. Sie begehren keiner Erquickung vom Herrn, weil ihre vermeintliche Rechtschaffenheit und Tugend sie schon genügend erquickt. Aber die so tief gefallen sind, daß all ihre Versuche, es zu leugnen, vergeblich sind; die vielleicht auch von anderen zu hören bekommen, wie man sie verachtet: die sehnen sich noch etwa nach Trost und Hilfe, nach Ruhe vor dem anklagenden Gewissen; die werden noch etwa zu ihm kommen. Und wenn sie kommen, — so muß er sie alle annehmen. Hat er doch gerade sie ausdrücklich genannt in seiner Einladung. Von denen also, welche die Welt als ehrenwerte, tugendhafte, musterhafte Menschen hochachtet und erhebt, wird dieser König nicht viele in seinem Gefolge haben. Aber von solchen, die ihre Augen vor Scham über sich selbst zu Boden schlagen und von der Welt mit Recht verachtet sind, wird er umringt sein.

Was wird die Folge sein? Wenn er nun zu einer anständigen Gesellschaft eingeladen ist, bei jenem frommen, allgemein geehrten Pharisäer Simon, und da kommt in den Speisesaal ein Weib

herein, dem jeder halbwegs anständige Mensch auf der Straße ausbiegt und dem kein Reiner ins Gesicht sehen mag, ein Weib, das in der ganzen Stadt nur „die Sünderin“ genannt wird, wenn sie zu Jesu kommt, um Ruhe für ihre Seele zu finden, — o, er darf sie nicht von sich weisen. Er hört, wie die frommen Gäste einander zuzischeln: „Wenn dieser ein Prophet wäre, so würde er wissen, welch ein Weib das ist, die ihn anrührt.“ Aber er darf ihr nicht einmal sagen, sie möge lieber morgen wiederkommen. Denn weil sie jetzt kommt, muß er sie jetzt aufnehmen und vor allen zu ihr sagen: „Dir sind deine Sünden vergeben. Gehe hin mit Frieden.“

Und wenn da ein Mensch zu ihm kommt, dem die Tausende trotz ihrer eigenen Sünden mit vollem Rechte schaudernd nachgeschaut haben, wie er zum Tode des gemeinsten Verbrechers geführt wurde, den die Mütter ihren Kindern gezeigt haben, um sie zu warnen vor dem Wege der tiefsten Verworfenheit, der selbst bekennen muß, er empfange, was er verdient habe, da er am Fluchholze des Kreuzes verbluten soll für seine grauenvollen Missethaten, — wenn dieser Auswurf der Menschheit zu Jesu fleht, ob er nicht bei ihm eine Erquickung für seine trostlose Seele erlangen könne, so muß Jesus ihn unter die Zahl seiner Jünger aufnehmen. Er hört es, wie sie unter dem Kreuze höhnen und lachen: Sehet ihr wohl, wie gute Freunde die beiden sind? wie sie zusammengehören, der Sünder und der Sünder Geselle? Aber er darf sich dieses Menschen nicht schämen, dessen leibliche Mutter, wenn sie an jenem Tage noch gelebt hat, sich vor Scham versteckt haben wird. Er muß zu ihm sprechen: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“

O unaussprechliche Schmach! Schließlich werden manche meinen, das Christentum sei gut nur für die, die eine schlimme Vergangenheit hinter sich haben. Was Könige und Propheten zu sehen begehrt haben und haben es nicht gesehen; wonach alle Frommen vorher voll heißen Verlangens ausgeschaut und was die Edelsten unter den Heiden vergebens gesucht haben, — nun, da Jesus Christus gekommen ist und es allen, allen geben will, nun wird es so verachtet, daß die Besten, ja selbst die meisten nicht ganz Verworfenen sich für viel zu gut dafür achten! Wie tief erniedrigt er sich, da er alle, alle zu sich ruft!

Ja, könnte er nur noch an allen thun, was er wünscht; könnte er nur alle, die zu ihm gekommen sind, umwandeln, sich selbst gleich machen! Aus den Niedrigen und Geringen Edle, aus den Sündern Reine! Aber es ist unmöglich. Nun, wenn er dann doch wenigstens unter denen, die sich ihm anbieten, eine Auswahl träfe; wenn er nur die unter seine Jünger aufnähme, von denen man sicher hoffen darf, daß sie ihm nachher keine Schande, sondern Ehre machen werden! Aber auch das hat er sich durch sein „alle“ unmöglich gemacht. Wollen sie ihm nachfolgen, so muß er sein Versprechen halten und muß versuchen, ob er ihnen nicht Ruhe für ihre Seele verschaffen kann, und darf sie nicht eher hinausstoßen, als bis sie nichts mehr von ihm wollen. Ja, auch dann noch muß er die Thür für sie offen lassen, daß sie noch wieder zu ihm kommen können. Und wären sie zehnmal gekommen und zehnmal wieder von ihm fortgelaufen, — kommen sie zum elften Male, ja wäre es zum tausendsten Male, er muß sie wieder aufnehmen! Nur eins würde ihm die Freiheit geben, sich nicht mehr um sie zu kümmern, das eine, wenn sie selbst gar nichts mehr von ihm wissen wollten; wenn etwa sie selbst fühlten, daß sie seine namenlose Geduld zu oft mißbraucht hätten, darum nicht noch einmal wiederkommen dürften. Aber freilich, das wäre nur ein Irrtum ihres Unglaubens. Denn kämen sie nur wieder, so würden sie wieder erfahren: „Wie du bist, so darfst du kommen, und wirst gnädig aufgenommen.“

Was wird daraus werden? Man kann es voraussehen. Viele werden gegen die Vorwürfe ihres Gewissens bei ihm Ruhe suchen. Sie werden beten, zum Gottesdienst, zur Beichte, zum Abendmahl kommen, und bleiben wollen, wie sie sind. Nur ihre Unruhe wollen sie los sein, nicht aber ihre Sünden. Der Herr mag sie mahnen und warnen, soviel er will, sie bleiben, wie sie gewesen. Vielleicht werden sie besonders fromm reden, eben um sich einbilden zu können, sie wären fromm. Vielleicht werden sie an besonderen christlichen Bestrebungen und Vereinen sich beteiligen, wohl gar selbst neue gründen, um sich selbst einzureden, sie wären besonders christlich. Aber alles Alte bleibt, die Unfreundlichkeit, die Bitterkeit, der Mißmut, der Neid, das Afterreden, die Härte, der Hochmut, die Eitelkeit, die Unreinheit. Und die Welt sieht es durch alle mit Kreuzen

bestickten Schleier hindurch und höhnt: Das sind die Christen, die besser zu sein meinen als wir! Das ist das Christentum, ohne das man verloren sein soll! Weg, weg mit dem!

Einst kam ein Mensch zum Herrn, dem seine Eltern den schönen Namen „Gottes Lob“ oder „Judas“ gegeben hatten, weil sie nicht ahnen konnten, wie er mit seinem Thun Gott lästern werde. Jesus sieht ihm an, daß sein Herz völlig unlauter ist und gefesselt von der bösen Lust. Aber er muß den Menschen unter seine Jünger aufnehmen. Er merkt, wie Judas die gemeinsame Kasse bestiehlt; er erkennt, seine Geldgier kann ihn noch auf den Weg des Verbrechens verleiten. Aber er darf nur versuchen, ob er nicht noch dieses böse Herz erweichen und zur Erkenntnis seiner Schlechtigkeit bringen und ihm Ruhe für seine Seele verschaffen kann. Er darf ihn nicht von sich fortjagen, darf ihn auch nicht auf zarte Weise loszuwerden suchen. Er siehet schließlich das Ende voraus, daß dieser unselige Mensch seinen Herrn für Geld in die Hände seiner Feinde verkaufen wird. Er fühlt es mit Grausen, was für unendliche Schande das über ihn und seine Sache bringen wird, wenn einer seiner intimsten Freunde ihn für dreißig Silberlinge verrät, mit einem Kusse ihn verrät. Aber er muß es alles dulden. Er darf nicht, darf nicht diesen Menschen hinausstoßen, solange der noch bleiben will.

Und als du zu dem Herrn kamst? O er sah es voraus, daß du ihm viel Mühe und Schmerz bereiten werdest. Er wußte vorher, daß du immer wieder von der Weltlust dich blenden lassen würdest, immer wieder in die alte Sünde zurückfallen, immer wieder seinen Feinden Ursach geben würdest, über das Christentum zu spotten: So sind die Frommen! Sie reden so heilig und meinen soviel besser zu sein als wir, und sind doch schlechter als wir! Er wußte es, und doch nahm er dich freundlich auf und hat Jahr aus Jahr ein dich mit namenloser Geduld getragen und die Schande, die er von dir hatte, willig ausgehalten. O, wie tief erniedrigt er sich! Gott sei gelobt!

[3. Betrachtung: Kommet alle, die ihr mühselig seid!]

Die Zahl der Menschen, die zum Herrn kommen, muß sehr groß werden, wenn er alle Bedrückten zu sich ruft. Denn unzählbar ist das Heer der Leidenden, Sorgenvollen, Traurigen. Schließlich hat doch wohl jeder Mensch seine Zeit, wo auch er zu dieser Schar der Unbefriedigten gehört. So ergeht des Herrn Einladung im Grunde an die gesamte Menschheit. Das wäre ganz begreiflich, wenn ihm nur daran läge, daß sehr viele zu ihm kommen. Aber er will doch etwas ganz anderes. Er will doch, daß sehr viele bei ihm bleiben, in Zeit und Ewigkeit nicht wieder von ihm fort mögen. Ihm kann es doch nur ein tiefer Schmerz und eine Schande sein, wenn von denen, die einmal unter die Zahl der Jünger sich aufnehmen ließen, soviele nachher ihm wieder den Rücken kehren.

Das aber wird gewiß geschehen, wenn er so unterschiedslos alle einlädt. Unter denen werden doch manche sein, die durch ihn sich enttäuscht fühlen werden. Sie suchen bei ihm, was er nicht geben will, was er in seiner Liebe nicht geben darf. Wie leicht könnte er die alle von sich fernhalten und dadurch sich und ihnen bittere Enttäuschung ersparen! Er brauchte nur die Worte „die ihr mühselig und beladen seid" ein wenig einzuschränken. Er brauchte nur näher zu bestimmen, unter was für einer Last die seufzen müssen, die er bei sich willkommen heißt. Er brauchte nur zu erklären, daß nicht jeder, den irgend etwas plagt, bei ihm Erquickung finden soll, sondern nur die wenigen, die sich von ihren Sünden beschwert fühlen. Denn eigentlich meint er doch nur diese. Es ist doch das reinste Mißverständnis, wenn soviele sich dem Christentum zuwenden in der Meinung, es werde ihnen äußeres Glück geben, die Frömmigkeit werde sie vor irdischen Verlusten bewahren, mit dem Beten könnten sie irdische Not von sich abwenden, Gottes Segen im Irdischen erlangen.

Warum sagt der Herr das nicht frei heraus? Warum redet er so, als sollte jeder zu ihm kommen, den irgend etwas drückt, mag es sein, was es wolle, Kleines oder Großes, Leibliches oder Geistliches, Zeitliches oder Ewiges, irdisches Leid oder Sünde,

Sündenketten oder Sündenschuld? Weil er das „alle“ in der That ohne jede Ausnahme gemeint hat, weil er die ganze riesige Menge all derer, denen irgend etwas fehlt, um sich versammeln will.

Aber die kann er doch nicht alle erquicken? Unter denen sind doch Unzählige, die das eine, was er geben will, gar nicht haben wollen? Und doch sollen sie alle kommen. Denn er will die ungeheure Arbeit nicht scheuen, ihnen darüber die Augen zu öffnen, daß ihnen viel mehr fehlt, als sie wissen. Er will, wenn sie nur erst bei ihm sind, ihnen zeigen, was der Grundschade ist, daß all ihr Leid und ihre Not seine letzte Ursache in der Sünde hat, die er von ihnen nehmen will, und daß dann, wenn dieses Übel, von dem sie bisher noch nichts geahnt haben, erst gründlich gehoben ist, auch früher oder später all das, worüber sie gejammert haben, abgethan sein wird auf ewig.

Wer könnte nicht vorhersagen, was der Herr davon haben wird! Die einen werden sich voll Zorn wieder von ihm abwenden, weil er die irdischen Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt haben, nicht erfüllt. Aber auch die anderen, denen er solche Erdenwünsche gewähren durfte, werden sich tief verletzt fühlen, wenn sie nun erkennen, daß er dabei einen verschwiegenen Hintergedanken hatte, daß er nicht darum sie zu sich rief, um ihnen ihren Willen zu thun, sondern um sie geneigt zu machen, ihm seinen Willen zu thun. Die Absicht, die sie merken, macht sie verstimmt. Wie Hinterlist kommt es ihnen vor, daß er sie auf solche Weise gleichsam in seine Gewalt bringen will. Ja, wenn sie nicht die Sündenerkenntnis haßten, so würden sie darin seine erbarmende Liebe erkennen. Nun aber wird er ihnen widerwärtig.

In Scharen kamen sie einst zu ihm. Viele erwarteten von ihm Rettung aus der Herrschaft der Feinde ihres Volkes, der Römer. Das durfte er nicht geben. Und doch hieß er sie alle willkommen. Denn nun konnte er ihnen von der wahren Freiheit predigen, die zu geben nur er vermag: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“ Noch immer hofften sie weiter und riefen: „Hosianna dem Sohne Davids!“ Aber schon nach ein paar Tagen wurde ihnen klar, daß sie sich völlig in ihm getäuscht hatten. Da schrieen sie voll Grimm: „Kreuzige, kreuzige ihn!“

Andere suchten in ihm einen hilfreichen Arzt, der keine Gebühren berechne. Ihnen konnte er vielfach geben, was sie wünschten. Doch, er that es einzig dazu, daß sie nur erst Vertrauen zu ihm faßten und sich von ihm zeigen ließen, was ihnen eigentlich fehle und er eigentlich geben wolle. Solange sie ihn noch nicht verstanden, ging alles gut. Als er aber nicht nachließ ihnen zu bezeugen: „Ihr müsset von neuem geboren werden! Niemand kommt zum Vater denn durch mich! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben", da ärgerten sie sich enttäuscht an ihm und stimmten mit ein: „Weg, weg mit dem!" Welche Schmach für ihn! Das also waren die Freunde, die er um sich gesammelt hatte! Welch ein Triumph für seine Feinde!

Ein Gelehrter, der in seiner Jugend christlich erzogen war, hatte lange zwischen Glauben und Unglauben geschwankt. Endlich sah man ihn wieder im Gottesdienst. Ein furchtbares Leid war über ihn gekommen. Das Teuerste, was er auf Erden besaß, war aufs Krankenlager geworfen und schwebte in Todesgefahr. Da tönte wie ein süßer Klang aus ferner, frommer Kindheit das Wort in sein Herz: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid". Er kam zum Herrn und flehte um Erhaltung des teuren Lebens. Er fand nicht, was er bei dem Herrn suchte. Als er an der Leiche saß, wühlte nicht nur unsäglicher Schmerz in seiner Brust, sondern auch bitterer Haß, Haß gegen das Christentum, das ihn, wie er sagte, betrogen habe. Seitdem hat er aus aller Kraft gegen das Christentum gekämpft, mit Worten und mit der Feder Jesu Christo alle Ehre zu nehmen gesucht. O, warum hat der Herr das „alle" nicht eingeschränkt? Warum hat er nicht durch eine nähere Bestimmung die von sich fern gehalten, die nur unter irdischer Last sich mühselig fühlen? Es hat seiner Sache ja nur geschadet, das „alle". Aber nein! Auch jener sollte kommen und sollte, wenn der Herr ihm seinen Abgott genommen, bei dem Herrn Ruhe finden für seine Seele und sollte dann erfahren, daß der Herr alles, alles ersetzen kann, was er uns nehmen mußte. Er hat sich den Segen in Fluch verkehrt. Nun lästert er den, der ihn segnen wollte. Der Herr trägt diese Schmach geduldig. Er erniedrigt sich so tief, um auch nicht einen von sich fernzuhalten. Denn auch nicht einen möchte er ohne Erquickung lassen.

[4. Betrachtung: Alle will Jesus erquicken.]

Welch ein Selbstbewußtsein spricht sich darin aus, wenn ein Lehrer alle, die nur etwas lernen wollen, zu sich ruft! Meint er denn mehr zu wissen als sie alle? Welch eine Kühnheit, wenn ein Arzt allen Kranken der Erde sich als Helfer anbietet? Glaubt er denn, alle Krankheiten besiegen zu können? Welche unendliche Hoheit legt sich Jesus Christus bei, wenn er alle Mühseligen einlädt, um sie alle zu erquicken!

„Kommet her zu mir alle, — so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!" Zu mir — alle! So zieht er eine Linie durch die Menge derer, die auf Erden sind: Auf der einen Seite sie alle, auf der anderen nur einer, nur er! Der gesamten Menschheit stellt er sich gegenüber. Er — wohl in der Welt, doch nicht von der Welt; er unter den Menschen wandelnd und doch nicht wie sie. Er der eine, der zu keinem zu kommen braucht, um sich erquicken zu lassen, um Ruhe für seine Seele zu erlangen. Was die ganze Welt erst suchen und finden und sich schenken lassen muß, das hat er. Die ganze Menschheit ist auf ihn angewiesen. Sie alle sind arm, nur er ist reich. Und er ist unermeßlich reich genug, ihnen allen das Höchste zu geben, Erquickung, Ruhe für ihre Seelen!

Wenn man sich einmal diese endlose Menge vorstellt, der er gegenübertritt und sein „Kommet her zu mir alle" zuruft! Welch eine bunte Mannigfaltigkeit, welche ungeheuren Unterschiede unter ihnen, wie unendlich verschieden ihre Bedürfnisse, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen! Ist es auch nur denkbar, daß die alle zu einem kommen und alle bei dem einen finden können, was ihr Herz zur Ruhe bringt? Und doch, das beansprucht Jesus Christus. Siehe diese unübersehbare Stufenreihe, von dem gewaltigen Könige an, vor dem Millionen sich neigen, der mit einem Wort über weite Länder hin die blutige Kriegsfackel lodern lassen kann, daß das Menschenblut in Strömen fließt und Jammer und Elend über Unzählige kommt, bis hin zu dem elenden Sklaven, dem das Mal seines Besitzers auf die Stirn gebrannt ist, über dem die Peitsche des erbarmungslosen Aufsehers schwirrt, der sich selbst nicht höher

schätzt als wie ein für Geld gekauftes Lasttier. Und zu dem Könige und zu dem Sklaven und zu all denen zwischen ihnen tritt Jesus Christus hin und spricht: „Bei mir werdet ihr Ruhe finden.“ Überblicke die lange Kette, von dem Millionär an, dem alle Genüsse dieser Welt zu Gebote stehen, bis zu dem zerlumpten Bettler hin, der vor Hunger und Kälte dem Tode nahe ist; von dem Künstler, dem Dichter, dem Gelehrten, dem Entdecker an, deren Namen in aller Mund ist, bis zu dem Schuhputzer an der Straßenecke; von dem aus siegreichem Kampfe heimkehrenden Feldherrn an, den sein gerettetes Volk wie einen Gott verehrt, bis zu dem Mörder hin, der mit dem Fluche seiner Mitmenschen beladen auf den Tag seiner Hinrichtung wartet; von der glücklichen Mutter an, die von der Schar ihrer Kinder und Enkel umgeben, in Gesundheit und Wohlstand ihren Geburtstag feiert, bis zu dem einsamen Mädchen hin, das von unheilbarer Krankheit aufgerieben auf seinem Wege zur Arbeit zusammengebrochen ist und auf der Polizeiwache seine letzten Atemzüge thut; von dem selbstbewußt, thatendurstig, hoffnungsfroh ins Leben hineinstürmenden Jüngling an bis zu dem lebensmüden, teilnahmslos hinter dem Ofen hockenden Greise; von dem ehrenwerten, wegen seiner Rechtlichkeit bewunderten, wegen seiner Wohlthätigkeit gefeierten Frommen bis zu dem ehrlosen, meineidigen Betrüger in seiner Zuchthauszelle! Jesus Christus überschaut sie alle vom ersten bis zum letzten und spricht: „Kommet her zu mir alle! So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“

Er spricht das „alle“ mit majestätischem Ton, als ergriffe ihn Zorn darüber, daß man es wagen kann, von dem „alle“ etwas zu streichen und damit seiner Hoheit Abbruch zu thun. Wie? ruft er der Welt zu, ich soll nur für einige wenige gut genug sein? Ich sage euch, ich bin für alle; für alle der eine, der wahrhaft erquicken kann. Wie? ich soll nur für das niedere Volk, für Ungebildete, für Fischer und Arme etwas sein können? Habt ihr denn nie gehört von dem Saulus von Tarsen, der mit dem Wissen und der Bildung seiner Zeit getränkt war und dennoch von mir soviel empfangen hat, daß er geschrieben hat: „Christus ist mein Leben“? Habt ihr nie gelesen von einem Augustin, der an Geistesgaben und an Bildung nicht so leicht seines gleichen findet und der doch gebetet hat: „Ich habe meinen Nacken unter dein sanftes Joch

gebeugt und meine Schultern unter deine leichte Last, Christus Jesus, mein Helfer und mein Erlöser! süßer denn alle Lust, klarer denn alles Licht, höher denn alle Ehre!" Wißt ihr nichts von einem Luther, dessen Geist und Gaben von Jahrhundert zu Jahrhundert von den größesten Männern bewundert worden sind und der doch ohne Ermüden immer wieder bezeugt hat, daß er nicht eher Ruhe und Frieden, Kraft und Freudigkeit gefunden, als da er mich gefunden? Wie? nur Zöllner und Sünder sollen an mich sich wenden können? Wer war denn jener Saulus, der so überschwänglich die Seligkeit gepriesen hat, die ich ihm gegeben? Untadelig hatte er gelebt nach dem Gesetze von Jugend auf, so daß keiner ihm Sünden nachweisen konnte. Aber da er mich erkannte, da erkannte er auch, daß seine bisherige Rechtschaffenheit und Ruhe der Seele nur Selbsttäuschung gewesen war, und jubelte: Nun, da ich gerecht worden bin durch den Glauben, so habe ich Frieden durch meinen Herrn Jesum Christum und rühme mich. Nein, ihr sollt es ungeschmälert lassen, das „alle". Denn ich habe Erquickung für alle.

Unendlich verschieden ist die Mühsal und Last, darunter die Menschen seufzen. Aber das alles kann ich hinwegthun. Nicht immer sogleich. Zuerst muß ich den Grundschaden der Seele, die Sünde, abthun. Aber wenn das geschehen ist, dann gibt es auch kein Leid mehr, das nicht früher oder später vergehen müßte auf ewig. Das Ziel, dahin ich alle führen kann, heißt Ruhe für die Seele in alle Ewigkeit.

Und kein anderer kann dahin führen. Wie das Rettungsboot nicht allein denen Hilfe bringen will, die sich in die Masten des gesunkenen Schiffes geflüchtet haben und zitternd um Hilfe flehen, sondern auch denen, die sich den Wellen anvertraut haben und durch eigene Kraft das Ufer zu erreichen versuchen, so will Jesus Christus nicht allein denen Rettung bringen, die an sich verzweifelnd zu ihm rufen: „Erbarme dich unser!", sondern auch denen, die noch sich selbst helfen zu können vermeinen. Er fährt hinaus auf das brausende Meer der Sünde, der Leiden, des Todes und ruft ihnen allen, auch den Selbstbewußten, Stolzen, Trotzigen zu: „Kommet her zu mir!" Die Seele einschläfern kann auch anderes, das Gewissen betäuben können manche, Gott und die Ewigkeit vergessen machen können viele. Aber der Seele Frieden geben, das Gewissen still und froh

machen, Gott zum Vater und die Ewigkeit zum Hafen der Ruhe machen, das kann nur einer, nur er!

Und darum, mag es ihm Schmach und Schmerz einbringen, wenn er ausnahmslos alle ruft, er kann nicht einen ausschließen.

So ziehet Jesus dahin durch die Welt: Niedrigkeit und Hoheit ist sein Merkmal. Göttliche Hoheit, die sich tief herabläßt zu denen, die sie hoch emporheben möchte. O stoße dich nicht an seiner Hoheit, nicht an seiner Niedrigkeit! Wäre seine Hoheit nicht, — wie sollte ein Mensch wie wir uns allen zur ewigen Ruhe verhelfen können! Wäre seine Niedrigkeit nicht, — was sollte uns Sündern ein König helfen, der eifersüchtig, eigennützig seine Hoheit wahrte! O, daß du sie selber an dir erführest, diese Hoheit, die dich fühlen läßt: Ich bin verloren ohne ihn; diese Niedrigkeit, die dich erkennen läßt: Er ruft auch mich, auch mich!

Weihnachtszeit.

Gott hat zuletzt geredet durch den Sohn.

[5. Betrachtung: Sehnst du dich nach einem Wort von oben?]

Hebr. 1, 2. Gott hat am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn.

O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt war verloren, Christ ist geboren, freue dich, ja freue dich, o Christenheit!

Findet dieser Ton in deinem Herzen vollen, reinen Widerhall? Es ist der echte Weihnachtston. „Große Freude" verkündete die erste Weihnachtspredigt auf Erden. „Sie priesen und lobten

Gott", so wird von der ersten Weihnachtsgemeinde berichtet, von den Hirten bei Bethlehem. Wenn die Menschheit in jener heiligen, stillen Nacht schon gewußt hätte, was dieses Kind in der Krippe ihr bringen sollte, so hätte sie bei seinem Eintritt in die Welt jubeln können: „Weicht, ihr Trauergeister; denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein! Was mich auch betrübe, wenn ich ihn nur liebe, muß mir Freude sein!"

Große Freude ist das Merkmal des wahren Christentums. Wohl geht vor der Freude etwas anderes her, vor Weihnachten die Adventszeit, vor dem Freudenbringer Jesus Christus der Bußprediger Johannes der Täufer. Aber die tiefste Tiefe der Buße ist noch kein Christentum. Buße bis zur Selbstzerfleischung kann auch ein Heide haben. Große Freude aber nur ein wahrer Christ.

So erkenne an deiner Freude, was du bist. Tönt es auch in deinem Herzen: „Freue dich, ja freue dich"? Du antwortest: Wie könnte ich fröhlich sein zu Weihnachten, ich in meiner Armut, ich in meiner trostlosen Einsamkeit, ich in meinen düstern Sorgen, ich in meinem Schmerze! Wie? Das sollte der großen Freude die Thür deines Herzens versperren müssen? Nein, gerade da will sie am großartigsten ihre Macht beweisen, wie die Wogen des Meeres am gewaltigsten brausen, wo sie einen Widerstand zu überwinden haben. Du mußt noch nicht wissen, was Jesus dir gebracht hat, wenn er dir nicht ist wie ein strahlendes Licht in deiner Dunkelheit.

Wer aber wagte zu sagen, daß ihn schon die ganze große Freude erfüllt, die mit Christo aus dem Himmel auf diese Erde gekommen ist? Wohlan denn, abermals treten wir an die Krippe zu Bethlehem, abermals fragen wir, was Jesus Christus uns Armen gebracht hat! Aus dem Strome von Freude, der von ihm ausgeht, unerschöpflich in alle Ewigkeit, möge uns heute die Schrift einen Labetrunk reichen, nach dem gerade in der Gegenwart nicht wenige dürsten. Es ist ein Wort seliger und stolzer Freude: **Gott hat zuletzt zu uns geredet durch den Sohn.** Ein dreifaches bedenken wir: Unheimlich ist Gottes Schweigen, aber er hat geredet durch den Sohn, und das ist sein letztes Wort.

Kennst du es nicht aus eigener Erfahrung, das unheimliche Schweigen Gottes? Hast du nie dich gesehnt nach einem Wort

von oben? Nun ja, es gibt Menschen, denen das Schweigen Gottes ganz lieb ist. Unheimlich würde ihnen sein, wenn sie etwas wie eine Stimme Gottes zu hören bekämen. Sie wissen, wenn es einen Gott gäbe, so könnte er nur ihr Todfeind sein. Mag da endlich kommen, was da will, lieber wollen sie leben und sterben in dem Traum, es gebe keinen Gott, der zu ihnen reden könnte, als beständig zittern, er könnte sein Schweigen über ihnen brechen. O, daß es eine solche Widernatur geben kann! Wie krank muß der Adler sein, der nicht mehr der Sonne entgegenfliegen mag, sondern in eine finstere, dumpfe Höhle sich verkriecht! Wie entartet der Sohn, der vor der Stimme seines treuen, liebevollen Vaters flieht!

Doch du, denkst du nicht anders? Hast du nicht schon geschrieen nach einem Wort von oben? Geschrieen, wie etwa der Wanderer in den Bergen, den die Nacht überfallen hat, ehe er sein Ziel erreichen konnte, der nun in der Finsternis den Weg verloren hat. Er weiß nicht mehr, wo er ist, weiß nicht, was da vor ihm liegt. Immer zaghafter, immer tastender wird sein Schritt, er wagt nicht mehr, einen Fuß vorzusetzen. Er horcht, ob er nicht eine menschliche Stimme vernehme, horcht immer gespannter. Endlich erträgt er es nicht länger, er fängt zu rufen an. Keine Antwort! Lauter und lauter ruft er. Aber nichts als das Schweigen der Nacht um ihn her. Wie unheimlich, diese Totenstille! Vielleicht am Tage war es ihm nur lieb, daß er so ungestört dahin wandern konnte ganz nach Herzenslust. Aber nun bei der Nacht?

Solange als die Sonne des Glücks ihnen noch scheint und sie ihren Lebenspfad klar vor sich sehen, wandern sie munter vorwärts, zufrieden, daß Gott über ihnen schweigt, weil sie nun ungestört thun und lassen können, was sie wollen. Mögen sie auch einmal sich ein wenig verirrt haben, weil es noch Tag um sie her ist, finden sie sich schon wieder zurecht. Aber wenn nun dunkle Nacht über sie hereinbricht, wenn sie mit all ihrer Klugheit nicht mehr wissen, wohin sie sich wenden sollen; wenn sie zittern müssen, daß der nächste Schritt sie ins Verderben stürzt! Dann stehen sie in ihrer Ratlosigkeit und horchen, ob nicht von oben ihnen Weisung werde. Keine Antwort! Sie fangen zu rufen an, ob nicht Gott hören wolle. Es ist umsonst! Vielleicht wird ihr Rufen zum

Schreien, zum Schrei der Verzweiflung. Aber nichts von Antwort ist zu hören. Unheimliches Schweigen Gottes!

Da ist der Tod in ein Haus eingedrungen und hat dem Manne niedergemäht, was sein Leben war. Nun sitzt er an dem Sarge, der sein alles in sich schließt. Vorbei, vorbei für immer, ruft er und kann vor übergroßem Schmerze nicht einmal mehr Thränen finden. Er springt auf, er eilt ans Fenster, er blickt nach oben hinauf. So steht er eine Weile. Dann, wie in Verzweiflung den Kopf schüttelnd kehrt er um und setzt sich wieder am Sarge nieder. Verstehst du nicht, was in ihm vorgeht? Ihm war, als könnte er ein Wort von oben herabschreien, eine Antwort auf die Frage, die sein Herz bestürmt: Gibt es mehr, als was unsere Augen sehen? Gibt es ein anderes Leben, ein Wiedersehen nach dem Tode? Gibt es einen Gott, der die Menschen abruft und sie einst wieder zusammenführt? So jammerte es in ihm. Aber ihm ist keine Antwort geworden. Und der schreckliche Schlag, den er erfahren hatte, war ihm nicht so furchtbar als dieses unheimliche Schweigen Gottes.

Eine Frau war in namenlose Bedrängnis geraten. Sie wußte nicht mehr ein noch aus. Krank von der Angst und Sorge liegt sie auf ihrem Bette. Wie unwillkürlich faltet sie die Hände. Aber da überfällt sie wieder der Unglaube. Wie sollte sie beten können zu einem Gott, der vielleicht gar nicht existiert! Aber dann wieder heißt es in ihr: Wenn ich doch glauben könnte! „O Gott", seufzt sie endlich, „ich kann es nicht länger ertragen." Sie ergreift ein Glas, das vor ihrem Bette steht und ruft: „O Gott, gib mir Antwort! Wenn das Glas nicht zerbricht, so will ich glauben, daß Du lebst und Gebete erhörst." Mit voller Kraft schleudert sie es an die Wand. Es ist nicht zerbrochen. Sie hat gebetet. Und dann? Dann hat sie gefragt: „Wer weiß, ob es nicht ein Zufall war. Ja, wenn wirklich ein allerhöchster Gott über uns thront, würde er sich von uns zwingen lassen, Antwort zu geben, wenn wir sie fordern?" Sie hat doch nicht gewußt, ob Gott geredet oder geschwiegen habe.

Und du, dem der Herr schon Glauben geschenkt hat, kennst nicht du auch das unheimliche Schweigen Gottes? Wenn du vor einer ernsten Entscheidung standest und dich zu dem Entschluß

hindurchgerungen hatteſt, nur Gottes Willen zu thun, und dann nicht finden konnteſt, was denn Gottes Wille ſei; wenn alles Beten dir nicht einen Wink von oben verſchaffen konnte, — haſt du da nicht auch geſeufzt: O, daß Gott redete zu uns!

Oder wenn das Leid, das dich traf, ſo tief hineingriff in dein Leben, wenn dir war, als ſtürmte alles wie ſinnlos auf dich ein, wenn das „warum, warum, o Gott?“ alles andere übertönte und doch all dein Fragen ohne Antwort blieb, — haſt du da nicht auch geklagt: O, daß Gott redete zu uns!

Oder wenn du einmal ſehen mußteſt, wie die Bosheit auf Erden triumphierte und Gewalt vor Recht ging und der Unſchuldige leiden mußte; oder wie die Feinde Gottes ſich breit machen durften und ihren böſen Willen durchſetzen konnten, wie immer neu unheilige Fäuſte an dem Glauben rütteln und unheilige Lippen von Läſterungen überfließen durften; wenn dir war, als dürfe Gott nicht länger ſchweigen, ſondern müſſe zu ihnen reden in ſeinem Zorn und in ſeinem Grimm ſie ſchrecken, — haſt du nicht gar mit trotzigem Ungeſtüm von Gott gefordert, er ſolle ſein Schweigen brechen und dreinfahren? Und wenn er trotzdem in ſeinem Schweigen beharrte, als ſehe und höre er nichts, — ward dir nicht unheimlich zu Mut, als wüßteſt du nicht mehr, was du glauben ſollteſt?

Wohlan denn, tretet alle her zur Krippe in Bethlehem! Tretet her mit all eurer Sehnſucht nach einem Wort von oben! Hier erſchallt es. Gelobet ſeiſt du Jeſu Chriſt, daß Du Menſch geboren biſt! Du die Antwort auf alle bangen Fragen der Menſchenherzen! Die da klagen, daß Gott ſtumm geblieben ſei über uns, haben Weihnachten noch nicht verſtanden. Gott hat zu uns geredet, zu uns geredet durch den Sohn.

[6. Betrachtung: Gottes Reden durch den Sohn.]

Welches iſt das erſte Wort, das Gott durch den Sohn geredet hat? Willſt du in den Evangelien ſuchen, welcher Ausſpruch aus Jeſu Munde der erſte geweſen ſei? O, viel früher ſchon hat Gott

durch ihn geredet. Schon in der heiligen, stillen Nacht. Wäre dieses Kind stumm durchs Leben gegangen, — daß es *da* ist, das ist ein Wort von oben, ein lautes Reden Gottes zu uns. Freilich, wenn nicht er selbst, der zu Bethlehem Geborene, es uns gedeutet hätte, so würden wir es nie verstanden haben. Denn es lautet so wunderbar, es übersteigt alle menschlichen Gedanken so himmelhoch, daß wir es nie für möglich gehalten hätten, wenn nicht er selbst es so oft und so klar uns bezeugt und mit seinem ganzen Leben und Sterben es beglaubigt hätte.

Wie lautet diese Rede Gottes durch den Sohn? Lasset alle menschlichen Erklärungen schweigen, Gottes Reden ist ihnen viel zu hoch. Lasset den Sohn selbst es uns sagen! In einen einzigen Satz hat er es einst zusammengefaßt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Was Jesus Christus sonst noch geredet, ja auch alles, was er gethan hat und sich anthun ließ, das ist alles nur eine Erläuterung, nur weitere Ausführung dessen, was dieses Wort Gottes uns sagt.

Bist du enttäuscht? Genügt dir dies Reden nicht? Verlangst du nach ganz anderer Antwort? Aber du hast doch nach einem Wort von *oben* dich gesehnt, nach einer Antwort von *Gott* gerufen! Bedenkst du denn gar nicht, was du damit gethan hast, was daraus für dich folgt? Gott ist ein *König*. Und ein König sagt nicht einfach alles, was da irgend einer wissen möchte. Er sagt, was er für notwendig hält und faßt sich kurz. Wenige, inhaltreiche Worte, programmartig, alle möglichen Fragen auf einmal beantwortend, — das ist königliches Reden. Ja, es ist wahr, diese Rede Gottes lautet nicht wie eine Antwort auf *dein* Fragen. Kein Wort sagt er darüber, ob es wirklich einen lebendigen Gott gibt und ein Leben nach dem Tode; kein Wort darüber, ob der Mensch für sein Leben auf Erden eine ewige Verantwortung trägt. Dafür aber sagt er dir mit königlicher Selbstherrlichkeit eines, wonach du vielleicht noch nie gefragt hast, und mit diesem einen will er all *deine* Fragen zurückdrängen. Dir kommen deine Bedenken so ungeheuer wichtig vor; er antwortet dir: Ich habe dir etwas viel Wichtigeres zu sagen. Höre! Das Große, das ich zu Weihnachten

gethan, da ich meinen eingeborenen Sohn gab, das ist geschehen, auf daß du nicht verloren werdest! Verloren bist du ohne die Weihnachtsthat Gottes! Und deine Fragen, auf die du dir vielleicht viel einbildest, sind nur ein Beweis deiner furchtbaren Verlorenheit. Das fühle zuerst! Ist das nicht Verlorenheit, wenn ein Kind seinen Vater nicht mehr kennt, wenn ein von Gott erschaffener Mensch seinen Schöpfer, seinen Vater nicht mehr kennt? wenn der für die Ewigkeit erschaffene, mit ewigem Geist ausgerüstete Mensch an der Ewigkeit zweifelt! wenn der für Gott erschaffene Mensch seine Verantwortlichkeit nicht mehr fühlt! O, laß alle deine Fragen schweigen und höre, wie Gott zu dir redet durch den Sohn!

„Also hat Gott die Welt geliebt!" Die Welt, die verlorenen Söhne hat er — geliebt. „Also geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab." So redet das Kind in der Krippe, der Retter, den Gott den Menschen gegeben, von der unglaublichen Liebe Gottes zu den Menschen, die so verkommen sind, daß sie nicht einmal wissen, ob sie einen Gott haben! Und sie, die noch schwanken, ob sie eine Ewigkeit zugestehen wollen, sie hat er so geliebt, daß sie durch Christum „das ewige Leben haben" sollen! Diese Weihnachtsthat Gottes läßt uns hineinblicken in das Allerheiligste, in das Herz Gottes. Und siehe, ein Flammenmeer erbarmender Liebe strahlt uns aus Gottes Herz entgegen. So wehe thut es ihm, uns verloren gehen zu sehen, daß er das Äußerste nicht scheut, daß er den eingeborenen Sohn dahingibt bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz, ob er nicht die Armen aus dem Abgrund emporziehen, sie wieder an sein Vaterherz ziehen könne. Denn „ewiges Leben", das Leben, das er selbst hat, nicht weniger möchte seine Liebe ihnen schenken. Es gibt aber nur einen einzigen Weg aus der Verlorenheit hinauf ins ewige Leben: Jesus Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Dieser Weg aber führt auch unfehlbar zu diesem seligen Ziel. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Darum gab ihn die Liebe Gottes, die das Leben Gottes uns geben wollte.

So hat der Vater geredet durch den Sohn. O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit! O unaussprechlich köstliches Reden Gottes! Ist das nicht Freude über alle Freude! So hat Gott uns geliebt, daß er mit dem größesten Opfer uns einen

sicheren Weg zum ewigen Leben gebahnt hat! Müssen nicht all unsere Fragen wie ein Schatten vergehen, wenn diese eine Rede Gottes durch den Sohn in unser Herz dringt? Wieviel Fragen mag der alte Vater Jakob sich erdacht haben, die er seinen Söhnen vorlegen wollte, wenn sie aus dem fremden Land Ägypten heimkehrten! Und wie spurlos werden all diese Fragen verschwunden sein, als er von seinen Söhnen das eine große Wort hörte: „Dein Sohn Joseph lebet und ist ein Herr geworden in Ägyptenland!“ Und doch, was ist das gegen das eine große Wort von der Liebe Gottes und dem ewigen Leben!

Wie? du kannst noch fragen: Aber woher weiß ich denn, daß wirklich Gott so durch den Sohn geredet hat? Wie kann ich dieser Rede glauben, solange ich nicht darüber Gewißheit habe? — O mein Freund! Handeln wir denn nicht von der Rede Gottes? Und noch einmal: Gott ist ein König! Soll der König sich erst legitimieren vor dir? Ist es denn nicht wahrlich schon genug, daß er überhaupt zu uns redet und nun gar so zu uns redet? Daß er uns Armen sein Herz aufthut und uns den Weg weist, auf dem wir aus der Verlorenheit zu ihm und seinem Leben kommen können? Wenn du noch Beweise und Garantien fordern kannst, so hast du noch niemals in Seelenangst um ein Wort von oben geschrieen. So war all dein Rufen um Antwort von Gott nichts mehr als ein eitles Geschwätz, als ein hochmütiges Kokettieren mit deinen klugen Zweifeln. So verdienst du gar keine Antwort. Der verirrte Wanderer, dem endlich auf sein banges, verzweiflungsvolles Rufen Antwort wird, der nun erfährt, wohin er seinen Schritt lenken muß, um zum Ziele zu kommen, wird nicht wagen, von dem, der ihm so Auskunft gibt, eine Beglaubigung seiner Worte zu fordern. Und stiege auch in ihm der Verdacht auf, ob er sich darauf verlassen könne, so wird er sich auch sagen, daß ihm keine andere Wahl bleibt: Versuchen muß er es mit dem Wege, der ihm gewiesen wird.

Es mag dir nicht lieb sein, daß du von Gott keine Beweise verlangen kannst, es mag deinem Hochmut schmerzlich sein, nichts weiter zu haben als die nackte Weisung, wie du Rettung finden kannst. Aber was hilft's? Das ist nun einmal die Lage der Verirrten, der Verlorenen. Laß nur erst die Rede Gottes von dieser

deiner Lage dir zu Herzen gehen, fühle mit Schaudern deine Verlorenheit, die totale Unmöglichkeit, dich selbst zu retten! Dann schreist du nach einem Wort von dem lebendigen Gott, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit und über Felsen klettert und durch Dorngestrüpp bricht, um zu versuchen, ob er nicht irgendwo Wasser finde, den brennenden Durst zu stillen. Dann wirst du versuchen, was die Rede Gottes dir zu deiner Rettung sagt, versuchen, ob es dir nicht hilft. Und du wirst erfahren, daß es die Wahrheit ist, und wirst keine andere Beglaubigung mehr begehren. Du wirst dich an die Liebe Gottes anklammern, an Jesum Christum, diese Gabe seiner Liebe und wirst erfahren, daß du nicht mehr verloren bist, sondern von Gottes Liebe beseligt „ewiges Leben" schon in dieser Welt des Todes gefunden hast. Dann weißt und glaubest du: Also hat Gott auch mich geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß ich an ihn glaube und nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe! Gott sei gelobt!

[7. Betrachtung: Gottes letztes Wort.]

„Am letzten in diesen Tagen hat Gott zu uns geredet durch den Sohn." Es ist sein letztes Wort. Und wenn die Welt noch Millionen von Jahren stehen sollte, er wird nicht noch einmal zu uns reden. Und wenn die Menschen ihn noch soviel und noch so laut anflehen würden, er solle ihnen andere Antwort geben, er wird es nicht thun.

Denn Menschen wiederholen wohl oft dasselbe; sie hören sich in der Regel gerne reden. Gott aber ist ein König, der nicht mehr sagt, als notwendig ist. Und was nötig ist, das hat er alles gesagt, da er durch den Sohn redete. So braucht er kein Wort mehr zu sagen. Hat er uns doch durch Jesum Christum die geheime Ratsstube aufgeschlossen, aus der alles ausgeht, was im Himmel und auf Erden geschieht! Hat er uns doch in sein Herz hineinblicken lassen, daß wir sehen durften, was ihn treibt und bewegt. Und das ist ja die Triebkraft von allem, was da ist. Das ist ja die Bewegung von allem, was da geschieht. Was er will, das

geschieht. So wissen wir nun ein für allemal, wie das Eine ist, was alles bestimmt.

Fortan kann er schweigen. Oder besser: Sein letztes Wort tönt unaufhörlich fort durch die Welt. Sein unwandelbares Schweigen ist wie ein fortgehendes Reden: Es bleibt bei meinem letzten Wort! Hast du also jene Reden durch den Sohn ganz verstanden, so hörst du Gott jedesmal zu dir reden, wenn du auf eine Frage Antwort begehrst. Von Weihnachten her tönt zu aller Zeit dir ein Wort von oben.

Du höreſt ihn zu dir reden, als stände er an deiner Seite und spräche dir heimlich, aber klar verständlich ins Herz hinein, wenn du vor einer folgenschweren Entscheidung stehst und nicht finden kannst, wofür du dich entscheiden sollst. „Nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben", so mahnt es von Bethlehem her. Das ewige Leben zu gewinnen ist das eine Ziel, dem sich alles andere unterordnen muß. Was bringt mich dem ewigen Leben näher, wenn ich rechts gehe oder aber links? wenn ich „ja" sage oder „nein"? Hat Gott in seiner Liebe zu mir seinen eingeborenen Sohn gegeben, damit ich nur dieses selige Ziel erreichen könnte, — o, wie könnte ich auch nur einen Schritt thun, der mich auch nur in Gefahr brächte, des ewigen Lebens verlustig zu gehen! Mag es schwer sein, mag es meiner ganzen Neigung schnurstracks zuwiderlaufen, ich weiß, wie ich mich entscheiden muß!

Du hörst ihn reden zu dir, wie eine Mutter zu ihrem kleinen Kinde redet, wenn schweres Leid auf deine Schultern gelegt ist, wenn Sorge und Not nicht weichen wollen, wenn Krankheit und Tod in dein Haus eintritt, und ein „warum?" über das andere dir aus dem Herzen dringt. „Also hat Gott die Welt geliebt!" Dasselbe Herz, daß in seiner Liebe den eingeborenen Sohn gab, dasselbe Herz gibt dir das schwere Leid. Und von der Krippe zu Bethlehem her fällt ein helles, sanftes Licht in deine Dunkelheit, daß du singen kannst: „Ists doch nichts denn lauter Lieben, was sein treues Herz bewegt, was ohn' Ende hebt und trägt, die in seinem Dienst sich üben! Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit." Mags mir noch völlig unverständlich sein, — ich weiß, ich habe seine Liebe erfahren.

Du hörst ihn zu dir reden, wie ein König seine Diener ein-

weiht in seine Pläne, wenn du dich nicht in sein Weltregiment finden kannst, wenn du nicht fassen kannst, warum er so schweigend dem Treiben der Bösen zusieht. „Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, — also hat Gott die Welt geliebt!“ Sein Erbarmen mit den Bösen läßt ihn so große Geduld mit ihnen haben. Er will noch nicht mit seinen Gerichten dreinfahren, weil er die Gottlosen noch nicht vernichten, sondern ihnen Zeit zur Buße lassen will. Er will sie nicht durch unzweideutiges Reden zur Anerkennung seiner Majestät zwingen, weil sie dann ja nicht mehr „glauben“ können zum ewigen Leben.

Du hörst ihn endlich zu dir reden, wenn du in die letzte Finsternis hineinblickst, in das dunkle Thal des Todes und die verhüllte Ewigkeit. Hat Gott dir in seiner Liebe seinen Sohn gegeben, auf daß du das ewige Leben habest, — nun, so wird er dich auch nicht eine Minute früher sterben lassen, als wenn die beste Zeit ist, die Stunde, die dich sicher dahin bringt, wo man ewig ihm lobsingt. So wird auch in des Todes Not seine große Liebe dich halten, fest und warm, daß du es kannst ertragen. Und sinkst du dann hinab aus diesem Leben in den dunklen Schoß der Ewigkeit, so sinkst du nur deinem Vater, der dich also geliebet hat, in seinen Arm und Schoß. Wahrlich ja, dein Glück ist groß!

Gott sei Dank, daß wir wissen, die Rede Gottes durch den Sohn ist sein letztes Wort gewesen! Manchmal will es uns undenkbar erscheinen, daß ein so köstliches, freundliches Wort das letzte sei. Denn wie entsetzlich haben die Menschen es mißbraucht! Wie leichtfertig, wie frech sind sie dadurch geworden! Stände es nicht besser um Gottes Ehre auf Erden, wenn er anstatt von Liebe und Leben vielmehr von Zorn und Verderben zu ihnen redete? Aber diesen König gereuet nicht, was er einmal für allemal geredet hat. Es bleibt bei seinem letzten Wort.

Gott sei gelobet und gebenedeiet! Denn was wäre wohl aus dir geworden, wenn es nicht so wäre? Wenn er, da du ihn vergaßest und beleidigtest, da auch du durch seine Liebe leichtsinnig und trotzig wurdest, seine Stimme gewandelt und widerrufen hätte, was er Weihnachten geredet hat? Wenn er, als die Stimme deines Gewissens rief: „Ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße,“

dir Recht gegeben und dir die Thür zum „ewigen Leben“ verschlossen und den Abgrund der Verlorenheit aufgethan hätte? Aber nein, er bleibt bei seinem letzten Wort.

Und wie sollte ich ruhig in die Zukunft sehen können, die wer weiß wie voll ist von Versuchungen und Anfechtungen, wenn er noch ein anderes Wort zu mir reden könnte? Werde ich nicht noch oftmals treulos gegen ihn sein? Bin ich etwa sicher davor, daß ich gar das Verlangen nach dem ewigen Leben verliere? Ist es etwa unmöglich, daß ich noch einen sehr tiefen Fall thue? O, wenn es dann vorbei wäre mit seiner erbarmenden Liebe zu mir, wenn dann sein eingeborener Sohn nicht mehr mir gegeben wäre, wenn dann mir nicht mehr das ewige Leben zugedacht wäre! Aber siehe, er bleibt auch dann treu, er kann sich selbst nicht leugnen. Es bleibt sein letztes Wort.

O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit! Du hast die Sehnsucht des Menschenherzens nach einem Wort von oben gestillt: Gott *hat* durch den Sohn geredet und *redet* damit beständig zu uns. Und wenn er einst am Ende aller Zeit noch einmal zu uns reden wird, es wird nur Wiederholung seines letzten Wortes sein. Und die ganze Ewigkeit wird voll sein von dem Echo des großen: „Also hat Gott die Welt geliebt.“ Die einen werden es hören, was sie hier nicht geglaubt haben, hören mit dem furchtbaren Nachklang: „Und *ihr* — habt nicht gewollt!“ Die anderen werden es singen mit „großer Freude“, und ihr Lied wird ewig neu ausklingen in den Weihnachtston: „Gott sei Lob, Ehr und Preis!“

Zum Neuen Jahre.

In Gottes Namen fahren wir.

[8. Betrachtung: Auf nach Bethsaida droben!]

Markus 6, 45—51. Und alsbald trieb er seine Jünger, daß sie in das Schiff träten und vor ihm hinüber führen gen Bethsaida, bis daß er das Volk von sich ließe. Und da er sie von sich geschaffet hatte, ging er hin auf einen Berg zu beten. Und am Abend war das Schiff mitten auf dem Meer und er auf dem Lande allein. Und er sahe, daß sie Not litten im Rudern; denn der Wind war ihnen entgegen. Und um die vierte Wache der Nacht kam er zu ihnen und wandelte auf dem Meer. Und er wollte vor ihnen übergehen. Und da sie ihn sahen auf dem Meer wandeln, meinten sie, es wäre ein Gespenst, und schrieen, Denn sie sahen ihn alle und erschraken. Aber alsobald redete er mit ihnen und sprach zu ihnen: Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht. Und trat zu ihnen in das Schiff, und der Wind legte sich. Und sie entsetzten und verwunderten sich über die Maßen.

In Gottes Namen fahren wir. Seiner Gnade begehren wir. Verleih uns die aus Gütigkeit, o heilige Dreieinigkeit! In Gottes Namen fahren wir. Ihn allein anbeten wir. Vor allem Übel uns bewahr, Herr, leit uns zu der sel'gen Schar!

So pflegten wohl unsere Vorfahren vor vierhundert oder fünfhundert Jahren zu singen, wenn sie eine Wallfahrt unternahmen zu einem besonders berühmten Gotteshause oder zu den Gebeinen eines gefeierten Heiligen. Wenn sie dann auf ihrem Wege einer Stadt sich näherten, so stimmten sie wieder an: „In Gottes Namen fahren wir". Setzten sie dann am anderen Morgen unter den Klängen desselben Liedes ihren Weg fort, so schloß manch einer aus dem Orte sich dem Zuge an. Größer und immer größer wurde die Menge, bis sie ihr Ziel vor sich sehend noch einmal anhuben: „In Gottes Namen fahren wir".

Uns ist eine ernstere, heiligere Wallfahrt verordnet. Wir sollen nach dem ewigen Gotteshaus droben pilgern, wo wir den dreimal heiligen Gott selber sehen sollen. O lasset auch uns heute an dieses neuen Jahres Morgen einander ermunternd und ermahnend zurufen: „In Gottes Namen fahren wir“. Möge das unsere Losung sein nicht nur heute, sondern alle Tage, alle Stunden dieses neuen Jahres! Von den Jüngern des Herrn, wie sie über das Meer fahren, lasset uns lernen, was das in sich schließt, in Gottes Namen zu fahren.

In Gottes Namen fahren wir! Wir sagen es mit festem Entschluß, denn es ist nicht leicht; wir sagen es mit stolzer Freude, denn es ist köstlich.

Ein Jahresschluß, ein Jahresanfang sollte eine Zeit segensvoller Entschlüsse sein. Solche Abschnitte in unserem Leben mit seinem Rennen und Jagen sind dazu da, daß wir in Stille und Ernst vor Gottes Augen uns prüfen, ob wir auch auf dem rechten Wege sind. Dürfen wir auf solche Frage ein freudiges „ja“ antworten, so sollen wir mit dem Entschluß weiterpilgern, unentwegt auf rechter Straße zu beharren. Können wir nicht ohne Reue zurückblicken, so sollen wir mit Gottes Hilfe ihm geloben, eine neue Richtung einzuschlagen, so lange wir noch Zeit und Kraft dazu haben. Der eine, rechte Kurs aber heißt: „In Gottes Namen fahren wir“. So aber fährt kein Schiff, kein Mensch von selbst. Ein Entschluß, ein fester Entschluß gehört dazu. Wer niemals einen bündigen Entschluß über sein Leben gefaßt hat, der fährt nicht in Gottes Namen.

In Gottes Namen! Was will das sagen? Mit Gebet haben wir dieses neue Jahr begonnen. Mit Gebet wollen wir jeden Tag desselben anfangen und beschließen. Um Gottes Wort versammeln wir uns bei Beginn dieses Jahres. Vorne an in deinem Rechnungsbuche steht vielleicht ein „Mit Gott“ oder „Im Namen Gottes“. Du hast dich vielleicht gewöhnt, bei allem, was dich erfreut, ein „Gott sei Dank“ zu sprechen, bei allem, was du erhoffst, ein „will's Gott“, bei allem, was du unternimmst, ein „in Gottes Namen“. O das alles ist gut. Das alles sind Zeichen, daß wir unter der Flagge fahren wollen, die die Inschrift trägt: „In Gottes Namen“. Aber mit dem allen kann es eine Fahrt in des Teufels Namen

sein. Man kann auch unter falscher Flagge fahren. Gewiß, wer in Gottes Namen fährt, kann nicht eine andere Flagge führen. Aber nicht die Flagge entscheidet über die Fahrt, sondern das Steuer.

Wohin steuern jene Jünger auf dem Meere? Der Herr „trieb seine Jünger, daß sie in das Schiff träten und vor ihm hinüberführen gen Bethsaida". Viel lieber wären sie am Lande geblieben. Der Herr muß sie treiben. Aber sie lassen sich auch treiben. Nach Bethsaida sollen sie. Dort sollen sie ihn wiederfinden. Wohlan, dorthin steuern wir, — so sagen sie mit festem Entschluß.

Bald erhebt sich der Wind. Er wird stärker und stärker. Und „der Wind war ihnen entgegen". Von Wind und Strömung sich treiben zu lassen, das macht sich wie von selbst. Aber gegen Sturm und Wellen anzufahren, ist nicht leicht. Es ist, als wollte die Gewalt der Elemente sie zwingen, umzukehren oder doch nach rechts oder links zu steuern. Aber sie lassen sich nicht zwingen. Nach Bethsaida und nirgends anderswo hin wollen sie; denn der Herr will es.

Gegen den Wind an rudern sie. So wird kein anderes Schiff in derselben Richtung gefahren sein. So wird vielleicht mehr als eines ihnen begegnet sein, das lustig vor dem Winde fuhr. So mag man ihnen spottend zugerufen haben, ob sie denn meinten, bei solchem Wetter gegen Sturm und Wogen an vorwärts kommen zu können. Aber diese Jünger sind fest entschlossen. Ob es viele oder wenige sind oder außer ihnen kein einziger ist, der sein Schiff in dieser Richtung nach Bethsaida hält, sie bleiben unentwegt bei ihrem Kurs. Ob auch der Wogendrang und der anderen Menschen Beispiel und Hohn sie mit Macht zurücktreiben wollen, eine andere Macht ist noch stärker, die Macht, welche des Herrn Wille über sie hat. Die treibt sie dahin, wo sie ihn wiedersehen sollen. Dem heulenden Sturm, den spottenden Bekannten setzen sie den festen Entschluß entgegen: In Seinem Namen fahren wir, — nach Bethsaida!

Kennst du nicht das Bethsaida, das der Herr dir und allen Menschenkindern zum Ziel gesetzt hat? Weißt du nicht, wohin dein Lebensschiff gerichtet sein muß, wenn du einst ihn sehen willst? Himmelan geht unsre Bahn! Himmelan, ja himmelan! Das soll meine Losung bleiben. Ich will allen Erdenwahn durch die

Himmelsluft vertreiben. Himmelan steht nur mein Sinn, bis ich in dem Himmel bin! Nur das heißt „in Gottes Namen fahren". Denn so will es der Herr. Für ein ewiges Leben bei ihm bist du erschaffen von ihm. Für ein ewiges Leben bei ihm bist du getauft auf seinen Namen. Für ein ewiges Leben bei ihm bist du gespeist mit seinem Wort und seinem Sakrament. Und wer weiß, wie oft und wie dringend er dich schon „getrieben" hat hinein in das Schiff, hin zu dem Ziele! Getrieben vielleicht schon im frommen Elternhause oder im Konfirmandenunterricht, daß es in deiner Seele hieß: „Wenn ich nur selig werde!" Getrieben vielleicht durch schweres Leid, daß dein Herz fühlte: Ich muß etwas Ewiges haben, ich muß suchen, was droben ist! Getrieben vielleicht in ernster Krankheit, daß du zu Gott sagtest: Schenkst du mir noch einmal das Leben, so soll es auch ein neues werden! Ist das nicht vergeblich gewesen? Hältst du nun dein Steuer in fester Hand, daß nichts dein Schiff aus seiner Richtung bringen kann? Sagst du denn heute, wo es gleichsam neu aus dem Hafen fährt: Nur ein Ziel kenne ich: Himmelan! Alles andere soll mir klein und gering sein, wenn ich nur sicher bin, das Ziel zu erreichen. Mag der Sturm des Lebens mich umbrausen, mögen die wilden Wogen der Widerwärtigkeiten mein Schiff hin und her schleudern, — wenn ich nur einst zu ihm, meinem Herrn und Gott kommen werde! Darum kenne ich auch nur Eins, nach dem ich alles entscheide: Nicht, ob es mir lieb ist, nicht, ob es mir leicht ist, nicht, ob ich mir Ehre und Reichtum und Glück davon versprechen kann, nein, nur das Eine, ob der Herr es will.

Es gilt einen festen Entschluß. Meine nicht, wie von selbst treibe unser Schiff nach dem himmlischen Bethsaida! Nein, auf dieser Fahrt gilt es immer: „Der Wind war ihnen entgegen". Die Strömung auf dem Meere dieser Welt geht nicht nach dem Himmel. Wer sich treiben läßt von Wind und Wellen, wird nicht im Himmel landen. Ist dir das „gegen den Strom" zu schwer? O gewiß, du wirst unzählige Menschen sehen, welche ihren Kurs nur nach dem Einen nehmen, wie die Fahrt leicht und bequem und angenehm ist. Sehen sie dich entgegengesetzt fahren, so werden sie den Kopf schütteln und vielleicht höhnisch fragen, wie du mit solcher Richtung, mit solchen Grundsätzen vorwärts kommen und es in der

Welt zu etwas bringen willst. O siehe sie, wie sie so mühelos lustig dahintreiben und sprich: Laß fahren dahin! Ich fahre in Gottes Namen! Heute und allezeit!

[9. Betrachtung: In Mühe und Not hilft unser Gott.]

Da die Jünger des Herrn seiner Weisung gemäß über das Meer nach Bethsaida fahren, ist der Wind ihnen entgegen. So können sie von ihrem Segel keinen Gebrauch machen. So müssen sie, wollen sie anders nach Bethsaida, zu den Rudern greifen und das schwere Schiff, in dem ein Dutzend Menschen Platz genug haben, durch Rudern vorwärts zu bringen suchen. Aber was hilft das Rudern? Der Sturm und der Wogendrang ist so gewaltig, daß sie trotz aller Anstrengung ihrer Kräfte nicht vorwärts kommen. Immer saurer wird die Arbeit. Sie werden müde und matt. Sollen sie nicht lieber die Ruder einziehen? Aber dann würden die Wellen ihr Schiff nur zurücktreiben. Sie aber sollen und wollen hin nach Bethsaida. Der Herr, der ihnen dies Ziel gesteckt, hat ihnen eben damit auch diese mühselige, undankbare Arbeit geboten. Ist sie umsonst, das kann sie nicht hindern. Das haben nicht sie zu verantworten. Das ist seine Sache. Er soll wenigstens nicht sie tadeln können. Sie rudern unverdrossen weiter. Denn Er will es, so sagen sie sich. Und wer weiß, ob er uns nicht sieht, wenn wir ihn auch nicht sehen.

Fährst du im Namen des Herrn, so steht all dein Thun und Lassen unter der Parole: Er will es! Das Kleinste nicht weniger als das Größte, das Alltägliche nicht weniger als die seltenen großen Entscheidungen. Auch das Rudern, das langweilige, mühselige, abspannende Rudern. O, es ist nicht so schwer, bei Beginn einer neuen Reise mit frommer Begeisterung zu rufen: „In Gottes Namen fahren wir“. Es ist auch nicht so schwer, an entscheidenden Wendepunkten unseres Lebens sich von dem Einen leiten zu lassen: „Was will der Herr?“ Aber bei all und jedem, das er dir zu thun gibt, niemals zu vergessen, daß das alles bis ins einzelste in Gottes Namen geschehen soll, das alles, weil er es will, und das

alles, wie er es will?! Wie leicht wird man müde! Und wenn man auch nicht ganz die Ruder einzieht, so taucht man sie doch so mechanisch und träge ins Wasser, als wenn kein Auge des Herrn uns zusähe. Wer kennte es nicht? Ja, heißt es in uns, wenn ich noch in jener Schule oder doch in einer höheren Klasse zu unterrichten hätte! Aber diese Kinder! Und immer wieder von vorn anzufangen! Immer diese Anfangsgründe, die man so oft breitgetreten hat, daß man nicht mehr daran denken mag! Und von Anerkennung keine Rede! Nein, Dank und Lob hat man nur für die, die unser eines um ihre interessante, lohnende Arbeit brennend beneidet. Da soll man wohl müde werden! O siehe, das heißt nicht, im Namen Gottes fahren!

So jeden Tag dieselbe langweilige Arbeit, die eigentlich jeder andere auch thun könnte, so Tag für Tag wie in der Tretmühle sich abzuquälen, — diese trockenen Akten eine nach der andern abzumachen, immer denselben Weg, auf dem man schon jedes Steinchen kennt, Jahr für Jahr dieselben erbärmlichen Kleinigkeiten, — ja wenn ich die Arbeit der Männer thun dürfte, aber Tag für Tag immer nur fürs Essen sorgen zu müssen, — wenn ein Kind eben aus dem Gröbsten heraus ist, dann gehts wieder von vorne an, — die Glücklichen, die doch für Kinder zu sorgen haben, die haben noch Abwechselung im Leben; aber ich? — da muß man wohl gleichgültig werden. O siehe, das heißt nicht in Gottes Namen fahren!

So tagtäglich, ja stündlich sparen zu müssen, nie einmal sich gehen lassen zu dürfen, jeden Pfennig erst ein paarmal in der Hand herumdrehen zu müssen und doch nie zu sehen, daß es etwas nützt! Wie lange habe ich auf etwas bessere Zeiten gehofft, wie oft mich getröstet: Wenn wir nur erst soweit sind, — und doch bleibts immer beim Alten, die Sorgen nehmen nicht ab, vorwärts kommen wir nicht. Wahrhaftig, es ist nicht mehr zu ertragen! O siehe, das heißt nicht, im Namen Gottes fahren!

Wer in Gottes Namen fährt, der hüllt alles, was er zu thun hat, in diesen heiligen Namen ein. Und wenns noch so lästig wäre, er will es, denn sein Herr will es von ihm. Und wenn kein Mensch ihm dankte, kein Mensch danach fragte, wie ers macht, kein Mensch auch nur darum wüßte, — der weiß darum, der ihn in

in diesen Stand, in diese Lage, in diesen Beruf gesetzt und damit diese Last zu tragen auferlegt hat; und er trägt sie, wie ein Soldat seines Königs Waffen trägt, wenn er an seinem Könige vorübermarschiert und seines Königs Auge prüfend auf ihm ruht. So stramm ist sein Schritt, so gerade seine Haltung, so frei sein Blick: Mein König soll's nicht merken, wie schwer es mir wird in solcher Hitze und solchem Staub.

Nicht leicht ist es. Es gehört ein immer neuer fester Entschluß dazu. Doch sagen wir es auch mit stolzer Freude: In Gottes Namen fahren wir. Denn solche Fahrt ist über alles köstlich.

Sie ist vielleicht ganz anders, als wir sie uns wünschen, aber doch köstlich. Da die Jünger an jenem Abend ihr Schiff besteigen, haben sie sich auch alles eher als solch eine Fahrt gewünscht. Das Wetter so ungünstig wie nur möglich. Konträrer Wind, immer stärker brausend. Sie arbeiten dagegen an vom Abend bis zum Morgengrauen, ohne an Schlafen zu denken. Was erreichen sie? „Sie litten Not", heißt es schließlich. So gewaltig und wild werden die Wellen, bald schleudern sie das Schiff in die Höhe, als wollten sie das Unterste zu oberst kehren, bald bilden sie vor ihm eine mächtige Tiefe, als sollte es hinabgleiten, um begraben und zugedeckt zu werden. In den Tod blicken die Jünger hinein. Und das furchtbarste: „Das Schiff mitten auf dem Meer und er auf dem Lande allein"! Was für einen Sturm wird das in ihren Herzen erregt haben! In seinem Namen fahren wir, und er — er läßt uns allein! allein in unserer Todesnot! Was hilft uns nun all unser Glaube? Das also haben wir davon, daß wir seinem Willen blind gefolgt sind! Als Herrn haben wir ihn geehrt, er aber kümmert sich nicht um seine Knechte! — Schrecklich tobt der Sturm um sie her, noch schrecklicher tobt es in ihrem Innern.

Ob wir in Gottes Namen oder in unserem eigenen Namen fahren, vor widrigen Winden und mächtigen Stürmen sind wir nicht sicher in dem neuen Jahre. Sie können vielleicht auch in unserem Herzen einen schweren Sturm erregen, daß wir fragen möchten: Was haben wir denn nun von unserem Christentum, wenn es uns so auf Erden ergehen muß? Wo ist der Herr, der uns verheißen hat, bei uns zu sein alle Tage bis an der Welt

Ende? Wir rufen, und er höret nicht; wir schreien, und er antwortet uns nicht. Wir sind verlassen von ihm!

Und dennoch, dennoch selige Fahrt, die Fahrt in Gottes Namen! Ja, nur stille, ihr Jünger in eurem Schiff! „Und er sahe, er sahe, daß sie Not litten im Rudern.“ Nicht hilflos sind sie der Wellen Macht preisgegeben. Sein Auge dringt hin bis zu ihnen. Wie könnte er auch anders als auf sie sehen, wenn sie in seinem Namen fahren! Die Schande fiele ja auf ihn, wenn sie auf solcher Fahrt zu Grunde gingen. Bei allem, was seinen Jüngern widerfährt, ist er persönlich engagiert. Darum kann er gar nicht anders, seine Augen sehen auf sie. Nicht wollen diese Augen Stürme und Not fernhalten von den Seinen. Denn solch Gedränge ist ihnen heilsam. Aber daß die Wogen unser nicht mächtig werden, daß wir nicht verderben, das macht sein Auge, das auf uns ruht. Denn vor dieses Auges Blick darf kein Windstoß, keine Welle sich mehr mit uns erlauben, als er will. Wer da nur fährt, wie der Herr will, dem widerfährt nur, was der Herr will. So laß kommen, was da will, „es kann mir nichts geschehen, was er nicht hat versehen und was mir selig ist“.

Freilich können wir in Lagen kommen, wo uns zu Mute ist, als könnte es keine Hilfe mehr geben im Himmel und auf Erden. „Wir sind verloren“, heißt es in der Jünger Herzen, da die Not am größesten ist. Aber siehe, was bewegt sich dort auf den Wogen? Eine hohe Gestalt kommt näher und näher. Der Herr ist es. „Er kam zu ihnen“, kam auf den Wellen des Meeres. Noch nie hatte er so gethan. Aber wenn es not ist für die, die in seinem Namen fahren, so ist kein Wunder zu neu und zu groß. Denn was sind die Gesetze der Natur für ihn? Gesetze für die Natur, nicht aber für ihn. Wenn es gilt, Größeres zu schaffen, als die Natur zu schaffen vermag, wenn es gilt, verzagende Gotteskinder vor dem Verderben zu bewahren, wankenden Glauben zu stützen, Seelen für den Himmel zu retten, dann müssen alle Gesetze der Natur sich neigen und beugen nach seinem Willen, zu unserem Heil. Fahre nur in Gottes Namen; so kannst du gewiß sein, er kommt zu dir, und mit ihm seine Wundermacht, der nichts unmöglich ist. Frohlockend strecke ihm, wenn die Wogen dich zu verschlingen drohen, die Arme des Glaubens und der Hoffnung entgegen!

Aber die Jünger? Sie schrieen vor Furcht. „Ein Gespenst“ rufen sie. Ihn halten sie für ein Gespenst, das den Schiffern erscheine, wenn ihr Untergang nahe ist! Was ihnen Hilfe bringt, halten sie für ihr Verderben. Denn diese Hilfe ist ihnen zu wunderbar. Ja, wunderbar ist die Fahrt in des Herrn Namen, so wunderbar, daß schon fester Glaube dazu gehört, um nicht einmal völlig irre zu werden, um nicht das als größtes Unglück zu beweinen, was der Herr zu unserer Hilfe thut. Euch alle, die ihr schon länger auf der Fahrt nach dem himmlischen Bethsaida seid, darf man als Zeugen aufrufen. Habt ihr nicht schon auf dieser Fahrt etwas erlebt, das euch schreckensvoll wie ein Gespenst erschien, nachher aber habt ihr eben dafür dem Herrn heiß danken müssen? Denn gerade das, was euch damals so schwer, so bitter, so dunkel war, habt ihr hernach als euer größtes Glück erkannt. Ja, das war der Herr, der zu euch kam in seiner Liebe.

Wenns denn wunderbar zugeht in eurem neuen Lebensjahre, so höret ihn, wie er mit seiner freundlichen Stimme euch zuruft: „Fürchtet euch nicht! Ich bins! Seid getrost!“ „Und er trat zu ihnen ins Schiff und der Wind legte sich.“ Es hat lange gestürmt. Aber nicht zu lange. Wenn die rechte Stunde gekommen, so macht er es ganz stille. O nicht bei allen. Nein, es gibt viele Menschen, die das nie erfahren. Es können viele mit voller Wahrheit sagen: Jenen Schlag werde ich nie verwinden! Wie kann ich wieder froh werden! Diese Wunde wird nie heilen! Solche Worte sind nicht immer Wichtigthuerei mit ihrem Leid, sie können ganz richtig sein. Denn ein Privilegium derer, die in Gottes Namen fahren, ist es, zu wissen: Er macht es ganz stille, früher oder später ganz stille! Sollte die Wunde auch noch lange schmerzen, einmal werde ich ganz stille darüber werden. Wäre es nicht früher, dann doch gewiß, wenn ich vom Glauben zum Schauen gelange. Wie köstlich, daß wir wissen: Er siehet uns, er kommt zu uns, er macht alles stille!

[10. Betrachtung: Unschädliches Glück und geadelte Arbeit.]

Wie ist es doch nur möglich, daß so viele fröhlich und getrost, ja mit lustigem Gesang und mit hellem Becherklang in ein neues Jahr hinein treten, die doch nichts von dem Herrn wissen, der auf den Wogen des Meeres geht und aller Stürme Meister ist? Wie können sie es ertragen, in dieses vor ihnen liegende Dunkel hineinzublicken, ja hineinzufahren, ohne den zu ihrem Herrn und Helfer zu haben, dessen Wille aus dem nebelhaften Grau der Zukunft gestaltet, was da uns kommen soll? Nun, sie haben ihr Schiff genannt: „Gute Hoffnung". Was ihnen Schreckliches drohen könnte, davor schließen sie die Augen. Dafür aber malen sie sich möglichst viel Liebes und Schönes aus, das dieses Jahr ihnen bringen soll. „Viel Glück zum neuen Jahre", das wünschen sie einander und erhoffen sie ein jeder für sich selbst.

Und darum sind sie getrost? Wir wollen gar nicht fragen: Aber wie, wenn nun nichts von all dem erhofften Glück dir werden sollte? Wir wollen annehmen, deine Hoffnungen würden alle in Erfüllung gehen. Aber wie, kann denn nicht auch das Glück zu einem Sturme werden, der uns ins Verderben reißt? Wer will sagen, welche Zahl größer ist, die Zahl der Menschen, welche durch Unglück und Leid Schaden genommen haben, oder die Zahl derer, welche durch Glück und Freud ewiglich und vielleicht auch schon zeitlich zu Grunde gegangen sind? Kann denn nur der düstere Regen Schaden bringen, nicht auch die helle Sonne? Hat nicht schon die bloß menschliche Weisheit und Beobachtung erkannt, daß der Mensch nichts weniger könne ertragen als eine Reihe von glücklichen Tagen? Wahrlich, wer sich ein wenig in der Welt umgesehen hat, der könnte vor hellem Glück und großer Freude nicht weniger sich fürchten als vor Kreuz und Weh. Nur wer in Gottes Namen fährt, braucht vor nichts sich zu fürchten, auch nicht vor Bergen des Glücks.

„Armut und Reichtum gib mir nicht", so betete jener Fromme. Denn er sah so viele in dem Meere der Armut untergehen und sah so viele in den Fluten des Reichtums ertrinken. Aber selbst diese wilden Wogen des Reichtums, die schon so unsäglich viel Elend

angerichtet haben, können dem nichts anhaben, welcher nur eines will, in Gottes Namen zum ewigen Hafen fahren. Fielen ihm auch plötzlich Millionen in den Schoß, er weiß, wer sie ihm gegeben, sein Herr; wie könnte er sich um seines Reichtums willen erheben? Es wird ihn nur demütigen, daß der Herr ihm unverdienterweise so viel geschenkt. Und wie könnte er diesen Reichtum in Geiz oder in Verschwendung mißbrauchen? Er wird nur die eine Sorge kennen, was der Herr ihm anvertraute, zu verwenden, wie der Herr es will.

An eines neuen Jahres Morgen hat mancher einen ganz besonderen Wunsch auf dem Herzen, dessen Erfüllung er von dem neuen Jahre erhofft. Es ist Thorheit, das tadeln zu wollen. Es ist Unnatur und ist nicht selten nur Trotz gegen Gott, der uns mehr als einmal versagte, was wir uns wünschten, wenn wir erklären: Ich hoffe überhaupt nichts mehr! Ich habe das Wünschen aufgegeben! Es ist ein Mißverstand dessen, was der Herr von uns verlangt, wenn man gemeint hat, ein echter Christ habe gar keinen Willen mehr, wünsche also auch nichts mehr. Nein, daß wir einen Willen haben, hat nicht die Sünde gemacht, sondern der Herr, da er uns schuf. Die Sünde hat nur gemacht, daß unser Wille sich gegen Gottes Willen empört. Darum ist es Gottes Wille, daß wir, so lange wir noch nicht wissen können, was Gott will, uns wünschen, was wir haben möchten. So wünsche ohne Scheu, was dein Herz begehrt und dein Herr noch nicht verwehrt! Aber vergiß auch nicht, daß kein Mensch dir sagen kann, ob es wirklich ein Glück für dich sein würde! Keiner kann dir dafür bürgen, daß, wenn du es erlangst, du nicht noch einmal, — und wäre es auch erst in der Ewigkeit — es verfluchen wirst als dein größtes Unglück. Nur Einer weiß es, der Herr, welcher auch Herr ist über alle Stürme, über die Stürme nicht weniger, die wir Glück nennen, als über die, welche wir Unglück nennen. So lege auch diesen Wunsch getrost in seine Hand: Herr, nur wenn du willst! Wird er dann dir erfüllt, so ist es ein wahres Glück. Denn wir wissen: Auch in unserer Freude siehet er auf uns, und kommt zu uns, wenn es uns gefährlich werden will, und macht es stille, wenn es sein muß.

Oder solltest du im neuen Jahre nichts Besonderes, weder

Leid noch Freud, erleben, sollte dein Leben so eintönig und gleichmäßig dahinfließen, daß dir ist, als bedürfest du keiner besonderen Hilfe vom Herrn? Meinst du, darum wäre es für dich nicht so nötig, im Namen Gottes zu fahren? Aber wie schal, wie erbärmlich, wie nichtig ist solch ein Leben, wenn es nicht verklärt wird durch das stolze Bewußtsein: „In Gottes Namen fahren wir"! Einer der glücklichsten Menschen, die je gelebt haben, mit irdischen Gütern reich gesegnet, gefeiert von Millionen, hat sein Leben verglichen mit dem Wälzen eines Steines den Berg hinan; wenn der Stein endlich glücklich nach oben gebracht sei, so rolle er jedesmal wieder hinab, und die alte eintönige Arbeit müsse wieder von vorn anfangen. „Ach, ich bin des Treibens müde", hat er geseufzt. Wie reich aber, wie köstlich wird das unscheinbarste Leben, wenn alles, was du zu thun hast, vergoldet wird durch den hochheiligen Gottesnamen: Mein Gott hat es mir aufgetragen und meinem Gott will ich damit gefallen! Und wenn es mühselig und langweilig und ermüdend wäre wie das Rudern jener Jünger Stunde für Stunde die ganze lange Nacht hindurch, es ist doch schön, wenn du gelernt hast, es für Gott zu thun. Für Gott, — gibt es etwas Ehrenvolleres? Und wenn es so umsonst wäre, wie jener Arbeit, da die Wogen sie trotz aller Arbeit nur zurück treiben, hier arbeitet man nie umsonst. Man erreicht doch damit immer, was man eigentlich will. Gott wollen wir ja gefallen, und Gott gefallen wir.

Was gibt es Eintönigeres und Langweiligeres als die grauen Wolken am Himmel! Und doch, wie können sie leuchten und mit ihrer Farbenpracht uns entzücken, wenn die Sonne sie mit ihren Abendstrahlen vergoldet! Die niedrigste Arbeit wird geadelt, wird wertvoll und kostbar, wenn sie von den Strahlen des Namens Gottes durchleuchtet wird, wenn du sie thun lernst in Gottes Namen. Du weißt: Er siehet auf mich und meine Arbeit, sie ist nicht zu gering, hätt' ich auch nicht mehr zu thun als Kinder zu warten oder die Straße zu fegen oder Wäsche zu spülen; er sieht zu, ob ich es treu thue. Und er kommt zu mir und stärkt und ermutigt mich, wenn's mir zu schwer werden wird. Und endlich macht er es stille und bringt mich zur Ruhe.

Und dann, wenn wir einst am Ende unserer Wallfahrt das Ziel unserer Lebensreise vor uns sehen, unser himmlisches Bethsaida,

dahin er uns bestellt hat, dann wollen wir noch einmal unsere Stimme erheben mit festem Entschluß und stolzer Freude und singen: „In Gottes Namen fahren wir“. Die Brandung in der Nähe des Ufers pflegt stark zu sein, die Fluten des Todes brausen greulich. Aber in diesem Schiffe, das da Gottes Name heißt, braucht uns nicht bange zu sein. Denn wie der Vater seinem heimkehrenden Kinde entgegensieht, so stehet der Herr am Ufer und siehet auf uns, die wir zu ihm heimfahren aus diesem Elende. Ja, er kommt zu uns, wenn die Not am größesten ist, und reißt uns aus den Ängsten und macht es stille auf ewig.

Wie wird's dann sich wiederholen: „Und sie verwunderten sich über die Maße“! Am Schluß jeder einzelnen Fahrt in seinem Namen muß es stehen und am Ende der ganzen Fahrt: Verwunderung! Ihn, ihn laß thun und walten. Er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst, wenn er, wie's ihm gebühret, mit wunderbarem Rat die Fahrt hinausgeführet, die dich bekümmert hat.

Epiphaniaszeit.

Der Mensch im Lichte der Weihnachtsthat Gottes.

[11. Betrachtung: Was ist der Mensch?]

Psalm 144, 3. Herr, was ist der Mensch, daß du dich seiner so annimmst, und des Menschen Kind, daß du ihn so achtest?

Bei einer Fahrt in den Bergen war ein Wagen die steile Landstraße hinabgerollt und umgestürzt. Einer der Fahrgäste war mit dem Kopfe gegen einen Stein geschleudert und von den scheu-

gewordenen Pferden weit fortgeschleift. So fand man ihn mit Blut überströmt. Nach vielen Stunden erwachte er aus seiner Betäubung. Verwundert blickten seine Augen umher. Die Kammer, in der er lag, hatte er noch nie gesehen; das Gesicht mit dem langen Barte, das sich über ihn beugte, war ihm völlig unbekannt. Aber daran dachte er nicht. Er hatte nur eine Frage. Seine Schwäche war so groß, daß er kaum die Augen offen halten konnte. Er fühlte, daß er nicht sprechen könne. Eins aber mußte er wissen um jeden Preis. Furchtbar waren seine Schmerzen, der ganze Körper wie zerschlagen, die Wunde am Kopfe so schneidend und brennend, qualvoll der Durst. Er achtete es nicht, denn eine Frage peinigte ihn mehr als das alles. Flehend blickte er den an, der sich über ihn neigte, und alle Kraft zusammenraffend stöhnte er die Frage: „Wer bin ich?“ Der Arzt, der die Wunde untersuchte, hat ihm alles gesagt, seinen Namen, sein Alter, seine Heimat, seinen Stand, den Ort, woher er gekommen, — der Arme konnte es nicht fassen. Mit einem klagenden Seufzer, der wie reine Verzweiflung klang, schloß er wieder die Augen, Verzweiflung darüber, daß er nicht wußte, wer er sei.

Das begreifen wir. Aber wie ist das zu begreifen, daß Unzählige vielleicht ein ganzes langes Leben dahinleben können, ohne jemals mit vollem Ernste zu fragen: Wer bin ich? O ja, den Namen kennen sie. Daß sie Menschen sind, bezweifeln sie nicht. Aber was das sagen will, das wissen Tausende nicht, das fragen Unzählige nicht. Sie haben soviele Fragen und werden davon aufs tiefste bewegt und scheuen keine Mühe, sie zu lösen; politische Fragen, soziale Fragen, kirchliche Fragen, wissenschaftliche oder praktische Fragen, Fragen der Nahrung oder der Gesundheit, Fragen auch, auf die es auf Erden nie eine Antwort geben wird. Aber die Frage, die uns doch so nahe liegt wie keine andere, und darum so schreiend Antwort fordert wie keine zweite, die Frage „Was ist der Mensch?“ scheint zahllosen Menschen noch nie peinigend aufs Herz gefallen zu sein.

Und doch kann auf alle anderen Fragen nur der eine klare Antwort finden, der diese eine zu beantworten weiß. Sie ist der Mittelpunkt, von dem allein aus der ganze Umkreis sich ziehen läßt, das Fundament, auf dem alles andere sich aufbaut. Wohl dient

es früher oder später zum Verderben, wenn man sie unrichtig gelöst hat. Aber darauf überhaupt eine Antwort zu finden, ist so unumgänglich notwendig, daß selbst eine einseitige Antwort uns mehr Sicherheit und Kraft verleiht, als wenn man darüber unsicher hin und her schwankt. Man hat oft jenen französischen Feldherrn bewundert, wie er so unentwegt dem Kaiserthron und der Weltherrschaft zustrebte, so festen Schrittes seine Pläne verfolgte und durchsetzte. Was machte ihm dies möglich? Er meinte, die einzig richtige Antwort auf die Frage „Was ist der Mensch?" zu kennen. Er war überzeugt, daß alle Menschen erbärmliche Kreaturen sind, daß jeder für irgend einen Preis zu haben ist, daß nur rücksichtsloser Mut dazu gehört, um alle zu beherrschen. Oder warum kann jene soziale Partei so siegesgewiß auftreten und so große Erfolge erzielen? Weil sie sich völlig klar zu sein meint über die Frage: „Was ist der Mensch?", weil sie den Menschen für den souveränen Herrn auf der Erde hält, für das höchste Tier, und alle für den gleichen Genuß dieser Welt bestimmt.

Wo aber sollen wir uns die rechte Antwort auf jene Frage holen? Sollen wir die Menschen fragen, die darüber nachgedacht haben? Aber wenn nur nicht die Weisesten unter ihnen an der Lösung verzweifelt wären! Schon die alten Heiden haben das Rätsel gebildet: „Was ist das größeste Rätsel?" und geantwortet: „Der Mensch". Und wenn nur die Antworten, die man uns gibt, nicht so unendlich verschieden lauteten, die eine die andere ausschließend! Sie haben sich an dieser harten Nuß schier die Zähne zersplittert; aber das eine Mal fanden sie, der Mensch sei das erhabenste aller Geschöpfe, das andere Mal, das elendeste unter ihnen allen. Die einen erklärten den Menschen für den zum Bewußtsein gekommenen Gott, die anderen für ein höher entwickeltes Tier.

Kein Wunder, daß die Menschheit noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Über ein Rätsel kann man nicht eher ruhig werden, als wenn man die richtige Lösung, die auf alle Einzelheiten vollkommen paßt, getroffen hat. Die Wirklichkeit überführte die Menschen immer davon, daß ihre Lösung nicht die richtige sein könne. Wenn sie eben den Menschen wie von göttlichem Glanze umflossen gesehen und hoch erhoben hatten, dann brachen aus ihm so niedrige, ge-

meine, rohe Züge hervor, daß sie auf den entgegengesetzten Wahnwitz verfielen und ihn nach dem Wort jenes Menschenkenners eine Kanaille nannten. Menschenvergötterung und Menschenverachtung wechseln immer wieder. Wo ist die richtige Antwort zu finden? Wahrlich, die Menschen haben lange genug hin und her geraten. Wir wollen unsere Blicke hinaufwenden zu dem, der aus der Höhe herabschaut auf die Menschenkinder, und ihn fragen: „Herr, was ist der Mensch?“

Wir haben noch besonderen Anlaß zu dieser Frage. Denn es ist Epiphaniaszeit, die der Christenheit zuruft: „Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, das über dir aufgeht“. Warum dürfen diese Heiden uns nicht gleichgültig sein, ob sie gleich so ferne von uns wohnen, durch hohe Berge und tiefe Meere von uns geschieden, ob sie gleich durch Farbe und Sprache, durch Charakter und Sitten uns so völlig fremd sind? Warum sollen wir betend und arbeitend dazu helfen, daß auch sie singen können: „Gelobet seist du, Jesus Christ, daß du Mensch geboren bist!“ Weil sie alle dasselbe sind, was wir sind und was er ward für sie und für uns, weil sie alle Menschen sind. Verstehen wir, was das in sich schließt, so werden wir mit dem Psalm beten: „Herr, lehre sie erkennen, daß sie Menschen sind!“

Nun denn, wie antwortet der Herr auf die Frage: Was ist der Mensch? Wir haben Weihnachten gefeiert. Diese Gottesthat ist die Antwort. Von Weihnachten her fällt hellstes Licht auf den Menschen. Was Gott an dem Menschen gethan, das löst das Rätsel, das da „Mensch“ heißt.

Im Lichte der Weihnachtsthat Gottes erkennen wir den Menschen, erkennen wir 1. sein Elend, daraus daß Gott sich seiner so annimmt, 2. seine Hoheit, daraus daß Gott ihn also achtet.

[12. **Betrachtung: Die Weihnachtspredigt von des Menschen Elend.**]

Wohin willst du deine Blicke richten, um des Menschen Elend in seiner ganzen Größe zu sehen? Willst du den Menschen selbst

beobachten? Nun ja, man kann des Leides genug an ihm sehen. Was der Sänger des Psalms an ihm gesehen hat, das hat er in das erschütternde Wort zusammengefaßt: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras". Klingt das nicht wie die Melodie zu einem Totenmarsche, als hörte man den düsteren Tritt derer, die einen nach dem anderen hinaustragen? Und was alles muß man dahinwelken sehen, wieviel Freude und Glück und Hoffnungen zu Grabe tragen, ehe man selbst wie ein vom herbstlichen Sturm entblätterter Baum abgehauen wird! Gewiß, das ist düster genug. Und doch, wieviele können heiter und froh durchs Leben gehen und singen: O wunderschön ist Gottes Erde und wert darauf vergnügt zu sein! Denn *das* ist ja *auch* an dem Menschen zu sehen: „Er blühet wie eine Blume auf dem Felde". Freilich ist auch solche Blüte dem Verderben geweiht. Aber solange die Blume in der Pracht ihrer Blüte strahlt, ist nur wonnige Freude an ihr zu sehen. Und solange der Mensch unter den warmen Strahlen der Sonne des Glückes üppig gedeiht, sehen wir ihn stolz und fröhlich lachend sich seines Lebens freuen, sehen wir von seinem Elend nichts.

Aber wenn man auch all' das sehen könnte, was die Menschen an Leid zu tragen haben, wenn man auf einmal all das Klagen, Weinen und Jammern hören könnte, wie wenig noch hätte man von des Menschen Elend gesehen und gehört! Nur das Hüsteln des Kranken hätte man gehört, nicht aber die furchtbare, unheilbare Krankheit in seinem Innern gesehen und das traurige Ende, davon der Husten weissagt. Was ist alles sichtbare Leid des Menschen? Nur ein Symptom seines eigentlichen Unheils und ein leises Vorspiel dessen, was am Ende, in der Ewigkeit folgen wird. Davon aber ist nichts zu sehen. Nein, nicht den Menschen blicke an, wenn du die Tiefe seines Elends erkennen willst. Schaue an, was Gott für diesen Menschen gethan hat, wie er sich seiner angenommen hat; dann erst weißt du, was der Mensch ist.

In meinem Wohnorte war Jahrmarkt. Am Morgen war ein kleiner Knabe an der Hand seines größeren Bruders vom Lande hereingekommen und hatte sich an all dem Herrlichen ergötzt, das es da zu sehen und zu hören gab. Aber nicht lange, so verlor er in dem Menschengewühl seinen Bruder. Nun stand das kleine, hilflose Ding in dem Gedränge der Menschen und dem Fahren

der Wagen allein da. Doch, was wußte er davon? Es war so wunderschön auf dem bunten Markt. Aber sein Bruder! Der lief von Straße zu Straße, von Haus zu Haus und fragte bitterlich weinend, ob sie nicht einen kleinen Knaben gesehen hätten. Er lief vor unserem Hause an dem breiten und tiefen Graben entlang und sah überall hinein und rief mit kläglicher Stimme des Kleinen Namen. Als ich am Nachmittage noch einen Weg durch unseren Ort machen mußte, fand ich den Suchenden, wie er an einer Straßenecke stand; er lehnte sich an ein Haus, er konnte nicht mehr, konnte nicht einmal mehr weinen. Dort traf ihn seine Mutter. „Wo ist dein Bruder?" fragte sie. „Ich habe ihn verloren", schluchzte er. „Verloren?" schrie sie mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein drang. Und der Kleine? O, der stand vielleicht unterdes mit lachendem Gesicht und strahlendem Auge vor einem Kasperletheater und war über die Maßen glücklich! Ja, als die Nacht gekommen war und endlich all die Lichter auf dem Markt ausgelöscht wurden und der berauschende Lärm verstummte und die Straßen leer wurden, da, als der Kleine in der Dunkelheit in der unbekannten Umgebung allein dastand, da hat ihn die Angst gepackt. Da hat er weinend den Weg nach Hause gesucht, und weil er ihn nicht finden konnte, sich schließlich auf die Schwelle vor einem Hause niedergesetzt und an die Thür gelehnt. Dort fand man ihn am anderen Morgen. Aber vorher? Sieh, nicht den verlorenen Knaben mußte man ansehen, wenn man wissen wollte, wie es um ihn stand; sondern den suchenden Bruder und die jammernde Mutter. Ihr Anblick lehrte des Verlorenen Elend.

Das ist das Elend der verlorenen Menschen. Die Hand Gottes haben sie losgelassen in dem bunten Treiben auf Erden. Ach, sie ahnen nicht, wie es um sie steht. Ja, wenn es einst Abend für sie wird und der Lärm ihres Lebens verstummt und die Lichter verlöschen und die Seele mutterseelenallein auf sich gestellt ist, dann, wenn sie in der anderen, ach so unbekannten Welt sich umblickt, dann wird sie ihr Elend fühlen. Aber vorher? Sie lachen vielleicht über das ganze Gesicht, sie singen und springen vor Lebenslust. O schaue nicht den glücklichen oder unglücklichen Menschen an; richte deine Augen auf den Herrn, der ihn sucht, der ihn also sucht, weil er die ganze Größe des Elends der Verlorenen kennt!

Ja, wie tief muß der Menſch geſunken ſein, wenn Gott ſich ſeiner ſo annehmen muß! Er gibt, um ihn zu retten, ſeinen eingeborenen Sohn dahin! O, biſt du dieſe unermeßliche Gottesthat ſchon ſo gewohnt, daß ſie dein Herz nicht mehr erſchüttert, ſo laß dir von den Ungläubigen ſagen, wie ſie darüber denken. Für völlig unmöglich erklären ſie es, daß Gott ſeinen eingeborenen Sohn für die Menſchen geopfert habe, daß der Sohn die ewige Herrlichkeit vertauſcht habe mit dem Elend dieſer Welt, ja mit dem Tode am Kreuz. Darum wollen ſie es nicht glauben. Die fühlen doch noch etwas davon, was die Weihnachtsthat Gottes zu bedeuten hat. Sie haben Recht damit. Und doch hat Gott ſeines einigen Sohnes nicht verſchonet, ſondern hat ihn für uns alle dahingegeben. Und wenn uns dieſes Opfer ſeiner Liebe unfaßbar dünken will, ſo ſpricht er zu uns: Mein Herz bricht mir über dir, daß ich mich deiner erbarmen muß. Denn dein Elend iſt zu groß.

Ein heidniſcher König der Südſeeinſeln ſah in der Wohnung des Miſſionars Williams ein Bild. „Wer iſt das?“ fragte er. „Es iſt meine Mutter“, war die Antwort. „Haſt du noch mehr Brüder?“ „Nein, ich bin das einzige Kind meiner Mutter.“ „Hat denn deine Mutter nicht ſehr geweint, als ſie dich fortziehen laſſen mußte?“ „O freilich hat ſie ſehr geweint. Sie hätte mich auch gewiß nicht ziehen laſſen, wenn nicht ihr Erbarmen mit euch armen, verlorenen Heiden ſo groß geweſen wäre.“ Der König blickte ihn ſtaunend an. Wie ein Blitz leuchtete es in ſeine Seele hinein. Langſam wandte er ſich um und ging davon. Er mußte für ſich nachdenken. Wie elend müſſen wir ſein, ſo hieß es in ſeinem Herzen, wenn eine Mutter ihren einzigen heißgeliebten Sohn weggibt aus Erbarmen mit unſerem Elend! Dieſe Stunde hatte ihm das geiſtige Auge aufgethan. Ach, es war auch ein Zeichen ſeines Elends, daß er dieſes beſſer faſſen konnte, daß dieſes ihn tiefer ergriff, als das, was der Miſſionar ihm ſchon früher gepredigt hatte: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab. Wie furchtbar muß des Menſchen Verlorenheit ſein, wenn ſie Gott zu ſolchem Opfer bewegen kann!

Und dieſes unausſprechlich große Opfer, das Gott für alle Menſchen bringt, ſoll dich das echte Erbarmen mit den Verlorenen lehren. Vor allem mit denen, die noch nichts wiſſen von ſeiner

rettenden Liebe. O, die Welt hat nicht so ganz Unrecht, wenn sie sagt: Laßt die Heiden doch in Ruhe mit eurem Christentum! Sie sind auf ihre Art ganz glücklich. Entbehren sie auch manches, so wissen sie's eben nicht besser, entbehren es also auch nicht. Oder wollen wir uns dort Kolonien anlegen, so laßt uns ihnen etwas von unserer Bildung bringen, nützliche Kenntnisse und Anleitung zu einem seßhaften, friedlichen, arbeitsamen Leben. Wozu aber sie aufregen mit einer Religion, die sie eigentlich doch nicht wollen? So die Welt. Wir aber haben einen besseren Lehrer. Ja, mögen die Heiden sich noch so wohl fühlen, die einen in ihrer Wildheit, die anderen in ihrer Weisheit, die einen mit ihrer Gottlosigkeit, die anderen mit ihren selbsterdachten Opfern, — wir sehen sie in dem Lichte der Weihnachtsthat Gottes. Wir glauben diesem Thun Gottes, auch wenn wir die Heiden kindlich glücklich sehen. Ja, gerade dies, daß sie meinen, ihnen fehle nichts, ergreift uns tief. Denn der Irrsinnige, der sich für einen König hält, fühlt sich wohl glücklich. Aber wer selbst gesunden Verstand und ein fühlendes Herz hat, wird eben dadurch am tiefsten erschüttert, daß dieser Unglückliche sich ganz wohl fühlt. Und mag unsere Bildung und Kultur ihnen viel Gutes bringen können, von *dem* Elend, das Gottes Herz zu seinem Weihnachtsopfer gezwungen hat, wird damit nicht ein Körnlein hinweggenommen. Irdische Segnungen zu bringen, bedurfte es keiner Hingabe des eingeborenen Sohnes. Und wer selbst weiß, was Gott für uns gethan, der soll lernen, durch allen Flitter und Schein hindurchzusehen und die Größe des menschlichen Elends zu ahnen, daraus, daß er sich unser *so* angenommen hat: Er ließ 's sein Bestes kosten!

[13. Betrachtung: Die Weihnachtspredigt von des Menschen Hoheit.]

Man erzählt sich von einem treuen Diener, der von Land zu Land, von Ort zu Ort zog, keine Mühe, keine Entbehrung scheuend, um seinen in Gefangenschaft geratenen König zu suchen. Aber davon weiß man nicht zu erzählen, daß ein König ausgezogen wäre, einen verlorenen Knecht zu suchen. Wie könnte auch ein Knecht

seinem Herrn soviel wert sein! Nur einmal ist es geschehen. Und es war der König aller Könige, der hinausging in die Welt, um seinen armen, verlorenen Knecht, den gefallenen Menschen zu suchen. „Herr, was ist des Menschen Kind, daß du ihn so achtest?“

Man erzählt uns eine ergreifende Geschichte von einem treuen Diener, der sich selbst von den Wölfen zerreißen ließ, damit nur sein Herr Zeit fände, dem Tode zu entgehen. Man preist die That. Man tadelt den Grafen nicht, daß er das Opfer geschehen ließ. Denn wenn nur einer von ihnen leben konnte, so mußte es doch der Herr sein. Der Herr ist doch mehr wert als der Knecht. Wer aber erzählt eine Geschichte von einem Herrn, der sein Leben opferte für seinen Diener? Nur einmal ist es geschehen. Dazu gab Gott zu Weihnachten seinen Sohn, damit der Herr, der Gerechte sterben sollte für böse Knechte!

Wie ist es möglich gewesen? Gewiß, es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt. Gewiß, der Mensch war dessen nicht wert, alles andere hatte er eher verdient. Aber doch hat Gott also gethan! Kann denn Gott verschwenden? Soviel bezahlt er für die Rettung des Menschen; nun, so muß dieser Mensch dennoch etwas wert sein, viel wert sein. Im Lichte der göttlichen Weihnachtsthat ist der Mensch wohl ein tief heruntergekommenes Geschöpf, aber es muß sich um einen heruntergekommenen Adel handeln. Wäre auch nichts mehr von diesem Adel an ihm zu sehen, wäre auch keine Spur mehr von dem Bilde Gottes, nach dem er einst erschaffen wurde, an ihm zu entdecken, so muß es dennoch möglich sein, diese Adelsart wieder in ihm zu erwecken, dieses Gottesbild wieder an ihm herzustellen. So muß Gottes Auge trotz all des Elends, das er an dem Menschen sieht, auch eine Hoheit noch an ihm finden können. Was er für ihn thut, das zeigt sonnenklar, wie hoch er ihn noch achtet!

Wie verfliegen vor diesem Lichte die wahnwitzigen Gedanken der Armen, die nicht mehr wissen, was sie sind und woher sie stammen! O, daß die hellen Weihnachtsstrahlen diese Schläfer weckten aus ihren unsinnigen Träumen! Einem Königskinde gleich, das auf prunkendem Lager im fürstlichen Schlosse schlummernd träumt, es läge in finsterer Höhle, von Kröten und Schlangen umgeben. Jenem unglücklichen Manne gleich, den die ganze Welt

wegen seines scharfen Verstandes und seiner neuen Gedanken bewunderte, und der sich einbildete, eine Gans zu sein. Diese Armen, die da meinen können, sie wären nichts mehr als eine Hand voll Erdenstaub, für eine kleine Weile zusammengeleimt, im Tode auf ewig zerfallend! Wie? Für einen kleinen Haufen von Erde sollte Gott seinen eingeborenen Sohn gegeben, sollte der Sohn sich selbst geopfert haben? Staub sollte er so geachtet haben? Diese Armen, die sich weise dünken, wenn sie in dem Menschen nichts weiter als ein etwas höher organisiertes Tier sehen können! Wie? Nicht einmal der Engel — sagt die Schrift — hat Gott sich angenommen, und er sollte soviel für — — aber wer mag das auch nur aussprechen! Diese Armen, die sich auf ihre Menschenkenntnis viel einbilden, wenn sie den Menschen allein „eine verfluchte Rasse", „gemein", „brutal im Glück, hündisch im Unglück" nennen! Wie? Für eine Kreatur, von der nicht mehr zu sagen ist, sollte Gott soviel gegeben haben?

In einer Rumpelkammer fand man ein altes Bild, von dem Staube der Jahrhunderte so zugerichtet, daß von den Farben so gut wie nichts mehr darauf zu sehen war. Man wollte es verbrennen. Zufällig sah es ein Kunstkenner. Er bot Tausende dafür. Lachend überließ man es ihm. Wie staunte man aber, als er es endlich gereinigt hatte und nun das wunderbare Werk des alten Meisters in seiner vollen Schönheit wieder auferstanden war. So siehet Gott durch all die Unreinheit des Menschen hindurch und erkennt das Meisterwerk seiner Schöpferhand an ihm, sein Ebenbild. Und weil er es wieder reinigen kann, daß die Hoheit und Herrlichkeit wieder erweckt wird, darum bezahlt er soviel für ihn. Mag die Welt lachen, wenn wir von Gottes Weihnachtsthat reden; wir erkennen aus dem Preise, den er nicht zu hoch für den Menschen geachtet hat, zu was für einer Hoheit dieser Mensch wiederhergestellt werden kann, Gottes Bild zeigend, für eine ewige Gemeinschaft mit Gott bestimmt!

In solchem Lichte sehen wir auch die am tiefsten Gesunkenen, die Heiden an. Da laufen etwa die Papuas auf Neuholland in dem Dickicht ihrer Wälder umher. Wer sie zum erstenmal plötzlich aus dem Waldesdunkel hervortreten sieht, fühlt ein Schaudern; so erschreckend mißgestaltet sind sie. Sie kennen keine Häuser oder

Hütten, keine weiche Lagerstatt. Ein Loch im Sande ist ihre Wohnung, oder sie biegen ein paar Baumzweige nieder und stecken sie in die Erde und legen sich darunter. Ein englischer Reisender hat von ihnen gesagt: Sie sind kaum gut genug, einen Schuß Pulver daran zu wenden. Oder der bekannte Naturforscher Charles Darwin schrieb von den Feuerländern in Südamerika, die er genauer beobachtet hatte: „Man kann sich nicht dazu verstehen, sie als Mitgeschöpfe und als Bewohner derselben Welt zu betrachten". Und als man auch diesen Elenden das Evangelium von der Liebe Gottes predigte, erklärte er, wenn es gelingen würde, solche Geschöpfe zu zivilisierten Menschen zu machen, so werde er selbst einen jährlichen Beitrag für die Mission bezahlen.

Dem aber, der Bethlehem und Golgatha kennt, braucht man nicht erst zu sagen, ob die Arbeit der christlichen Liebe an diesen verkommenen Menschen zu schanden geworden ist, oder ob Charles Darwin noch sich genötigt gesehen hat, seinen Missionsbeitrag zu entrichten. Denn der weiß, was auch ein Papua noch wert ist, zu welcher Hoheit auch ein Feuerländer noch erhoben werden kann.

Freilich ist der Mensch so tief gesunken, daß es oft lange, lange währt, bis der Adel der Abstammung aus ihm wieder hervorleuchtet. Dann spottet wohl die Welt unseres Glaubens und berechnet, was eine bekehrte Heidenseele gekostet habe. Wir hören nicht auf sie. Wir sehen auf etwas anderes: „Wieviel es *ihn* gekostet, daß wir erlöset sind!" Wir wissen nun, was der Menschen Seele wert ist.

Und du? Mit Flammenschrift hat es Gott in die Welt hineingeschrieben, wie groß des Menschen Elend, wie groß des Menschen Hoheit ist. Auch dein Elend und deine Hoheit! Du kannst nicht tief genug von dir denken, du kannst nicht hoch genug von dir denken. Halte beides gleichermaßen fest! Dann kann dein Elend dich nie verleiten, dich selbst zu verachten und dich wegzuwerfen, wenn daneben deine Hoheit dir vor Augen steht, die Hoheit, zu der *Gottes Liebe* dich wieder erheben will. Dann kann deine Hoheit dich nie zum Hochmut verführen, wenn daneben dein Elend dir klar ist, das Elend, in das *deine Sünde* dich gestürzt hat. Dann wirst du auch, wie Gott sich deiner erbarmet hat, Erbarmen mit denen allen fühlen, die sich selbst noch nicht kennen, weil sie Gottes Liebesthat noch nicht kennen,

und wirst mit dem Herrn arbeiten, daß die Verlorenen aus ihrem Elend zu der ihnen bestimmten Hoheit geführt werden.

Von den Zweifeln.

[14. Betrachtung: Der Zweifel Gefahr.]

Ev. Joh. 1, 45—50. Philippus findet Nathanael und spricht zu ihm: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth. Und Nathanael sprach zu ihm: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Philippus spricht zu ihm: Komm und siehe es. Jesus sahe Nathanael zu sich kommen und spricht von ihm: Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. Nathanael spricht zu ihm: Woher kennest du mich? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich. Nathanael antwortete und spricht zu ihm: Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du glaubest, weil ich dir gesagt habe, daß ich dich gesehen habe unter dem Feigenbaum; du wirst noch Größeres denn das sehen.

Die Herrlichkeit des Herrn soll in dieser Zeit uns vor Augen stehen. Kennst du sie? Kannst du mit Johannes sagen: Wir sahen seine Herrlichkeit? Kein Wunder, daß viele noch nichts davon gesehen haben. Denn so hat einst der Herr gesprochen: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? Erst wo der Glaube das Auge der Seele hell gemacht hat, kann es Christi Herrlichkeit erkennen.

Es hat aber wohl niemals früher für unser Volk eine Zeit gegeben, wo so viele sagen mußten: Ich kann dies nicht glauben. O wir wissen wohl, daß unendlich oft ganz etwas anderes die Menschen gegen den Glauben, gegen den Herrn einnimmt, als Zweifel ihres Verstandes. Aber auch dann pflegen sie überzeugt zu sein, daß sie glauben würden, wenn nur ihre Bedenken gehoben werden könnten. Gibt es Heilung für diese ansteckende Krankheit der Geistesaugen?

Und ihr, die ihr schon zum Glauben hindurchgedrungen seid, kennt ihr keine Zweifel mehr? Vielleicht sprecht ihr sie nicht aus, aber fechten sie euch nie mehr an? Unzweifelhaft gibt es viele

Christen, die eine völlige Sicherheit und Gewißheit ihres Glaubens zur Schau tragen und verborgen in ihren Herzen düstere, bange Zweifel tragen. Es dürfte wohl heilsam sein, das offen auszusprechen. Denn nicht wenige werden durch ihre Zweifel deshalb so tief bekümmert, weil sie meinen, nur sie, nicht auch andere würden noch so oft von qualvoller Ungewißheit gepeinigt. Solltest du aber auch jetzt nichts davon kennen, wer weiß wie bald du es mit Schrecken erfahren wirst. Es ist ein stolzer Anblick, wenn ein gewaltiges Dampfschiff den Strom hinab dem Meere zufährt. Wie werden die kleinen Fahrzeuge neben ihm von den Wellen hin und her, auf und nieder geschleudert. Wie majestätisch dagegen durchschneidet dieses Riesenschiff die Flut, nicht die leiseste Bewegung oder Erregung läßt es merken. Aber warte nur, bis es aufs Meer hinauskommt. In dem Sturme wird es wie eine Nußschale hin und her geworfen und von den Wellen überschüttet werden. Auch dem festesten Glaubenshelden, den alle Anfänger im Christentum um seiner unerschütterlichen Festigkeit willen bewundern und beneiden, können so schwere Stürme kommen, daß sie ihn in dem Abgrund der Zweifel zu begraben drohen. So wollen wir hören, was uns Nathanael über **die Zweifel** lehrt, über ihre Gefahr, ihre Berechtigung und ihre Überwindung.

Wie haben wir über die Zweifel zu urteilen? Man hat wohl gesagt, es gebe nur ein Wort, das sich auf Zweifel reime, das Wort Teufel. Ein anderer aber, der Dichter Lessing, hat gemeint, wenn Gott ihm in seiner rechten Hand die Wahrheit anbieten würde, in seiner Linken das beständige Suchen nach der Wahrheit mit der Bedingung, sie niemals zu finden, so würde er nach der linken Hand greifen. Wem sollen wir zustimmen? Sollen wir die Zweifel verwünschen oder sollen wir sie uns wünschen? Sollen wir die Zweifel verdammen oder loben? Sollen wir vor den Zweifeln, wenn sie uns doch kommen, die Augen krampfhaft schließen und bei dem Alten bleiben, oder sollen wir ihnen gerade ins Gesicht sehen, sie wohl gar willkommen heißen und hegen und pflegen? Welche Weisung erteilt uns Nathanael?

Langsam zieht eine Karawane durch die Wüste, der Vorrat an Wasser, den sie mitgenommen, ist längst verzehrt, kaum noch können sie sich vorwärts schleppen. Wasser! Wasser! das ist ihr

einziger Gedanke. Da hören sie aus der Ferne ein Rufen. Einer von ihnen ist auf einen Hügel gestiegen, um auszuschauen. Frohlockend ruft er den anderen zu: Ich sehe in der Ferne eine Quelle. In welcher Richtung? fragt der Führer. Dort zur Linken! Unmöglich! dort kann keine Quelle sein, ich kenne die Wüste zu genau. So setzen sie ihren Weg fort und verschmachten in der Einöde. Und doch war es eine Quelle, was jener gesehen.

Wasser für ihre durstende Seele suchen diese frommen Juden. Auf den verheißenen Messias hofft ihre Seele, auf den Heiland, den Retter von Gott, der sie erquicken soll in Zeit und Ewigkeit. Philippus hat ihn gefunden. Nun trifft er seinen Freund Nathanael. Er eilt auf ihn zu und ruft mit jubelnder Freude: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben". — Wie horcht Nathanael auf bei der Kunde, als wäre sie zu schön, um Glauben zu verdienen. „Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth." Da blickt Nathanael ihn überlegen lächelnd an. „Aus Nazareth?" spricht er verächtlich, „was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Ist dein vermeintlicher Messias aus Nazareth, so kann er eben nicht der Messias sein. Philippus weiß nichts zu erwidern auf dieses Bedenken. Seines Freundes Zweifel ist wie ein kalter Wasserstrahl auf seine helle Freude.

Wenn heute die Prediger des Evangeliums vor die Menschen hintreten und mit begeisterter Überzeugung ihnen zurufen: Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Acker ewig hält. Kommet alle, kommet her, bei Christo werdet ihr finden, was nur an ewigen Gütern unser Herz begehren mag, — dann müssen auch sie erleben, wie ein mitleidiges oder verächtliches Lächeln die einzige Antwort ist. Man hält sie für einfältige Schwärmer oder für widerliche Heuchler. Oder antwortet man ihnen doch, so geschieht es in dem Ton des Nathanael: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen!" Man ist so sicher in seinem Widerspruch, man hat so unwiderlegliche Einwände vorzubringen, daß selbst ein glaubensfroher Philippus betroffen und ratlos am liebsten schweigen möchte.

Doch nein, er kann nicht völlig schweigen. Denn er sieht, was davon abhängt, ob dieser Zweifel über seines Freundes Herz Macht behält. Armer Nathanael, wenn er nicht davon befreit wird! Bleibt er darin gefangen, so muß er dabei bleiben, daß Jesus

Christus nicht der Heiland ist. Und wenn er dann hört, was dieser Jesus von Nazareth frei öffentlich von sich selber sagt, so wird er ihn für einen Lügner und Betrüger erklären müssen. Und wenn endlich die Führer des Volks das Urteil fällen werden: „Er hat Gott gelästert, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht, er ist des Todes schuldig", so wird er mit einstimmen in das Geschrei der unseligen Volksmenge: „Weg, weg mit dem, kreuzige ihn!" Und doch ist Jesus von Nazareth der, von dem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben: „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen sie mögen selig werden." Sehet die furchtbare Gefahr, die die Zweifel in sich schließen! Sie können dem Nathanael die einzige Rettung seiner Seele rauben, sie können ihn zum Mörder des Sohnes Gottes machen.

Das gilt nicht allein denen, die wie Nathanael dem wahren Glauben noch fern stehen. Es gilt auch allen, welche schon den Herrn im Glauben gefunden hatten. Sehet Philippus! Der weiß nicht zu antworten auf seines Freundes Bedenken. So droht derselbe Zweifel auch in sein Herz sich einzuschleichen. Läßt er ihm freie Hand, so wird er ihm wieder nehmen, was er schon hatte. So wird der gläubige Philippus wieder irre an Jesu von Nazareth. So wird es auch mit ihm den furchtbaren Weg gehen, welcher seinem Freunde droht. So besteht freilich eine Verbindung zwischen Zweifel und Teufel. Hüte dich, daß du nicht sorglos von den Zweifeln dich treiben läßt!

[15. Betrachtung: Der Zweifel Berechtigung.]

Die vom Zweifel drohende Gefahr ist groß. Aber was kann Nathanael dafür, daß ihm solche Bedenken kommen? Soll er etwa blind seinem Freunde Philippus glauben, daß Jesus von Nazareth der Heiland ist? Soll er zweierlei Buchführung haben, eine des Verstandes, der ihm sagt: „Jesus von Nazareth *kann* es nicht sein," und eine seines Glaubens, der sagt: „Aber er ist es doch"? Soll das der Friede, die Seligkeit sein, welche das Christen-

tum bringt, daß man nicht einmal mit sich selbst eins ist, sondern hin und hergezerrt wird zwischen dem, was das Herz verlangt und dem, was der Kopf fordert? Nimmermehr! Die so denken, mögen nach Rom gehen, wo ihnen ein unfehlbarer Papst den Glauben bis in alle Einzelheiten vorschreibt und alle Bedenken, allen Widerspruch als Gottlosigkeit niederzuschlagen gebietet. Einen anderen Weg wird uns unser Evangelium lehren.

Eine Gefahr sind die Zweifel, aber eine Gefahr, welche überwunden werden und dadurch zur Kräftigung des Glaubens dienen soll. Eine Gefahr ist es für das kleine Kind, wenn es auf eigenen Füßen stehen soll; nimm dich in acht, ruft ihm die Mutter zu. Denn es kann auch fallen. Aber nur durch diese Gefahr hindurch kommt es zum Feststehen, daß es auch auf rauhem Wege nicht fällt. So wird auch dem Philippus jenes Bedenken seines Freundes, das ihn zuerst verwirren wollte, Gewinn gebracht haben. Er hat sich dadurch nicht nehmen lassen, was er schon an Glauben besaß, und so ist er gewachsen in der Erkenntnis und nur noch sicherer seines Glaubens geworden, daß Jesus Christus der verheißene Heiland sei.

Dies will Gott erreichen, wenn er nicht verhindert, daß unsere Seele von Zweifeln angefochten wird. Darum ist es wohl begreiflich, daß sie vor allem denen kommen, welche vor anderen in der Erkenntnis fortschreiten und fest werden müssen. Darum hat ein Luther, welcher der Lehrer von vielen Tausenden werden sollte, so schwere Zweifel durchmachen müssen. Ja, es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir von ihm selbst hören, daß er bisweilen nicht einmal mehr gewußt habe, ob ein Gott sei. Weil er es so aufrichtig nahm mit jedem Aber und Wenn, das ihm kam, darum konnten solche Unsicherheiten auch das gleichsam wieder aufwühlen und in Frage stellen, was ihm früher schon gewiß gewesen war. Solche Dunkelheit war der Durchgangspunkt zu immer hellerem Licht. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn gerade die, welche mit der Wissenschaft zu thun haben, vor allem die, welche eine wissenschaftliche Erkenntnis vom Christentum erst gewinnen sollen, oftmals ein Gefühl haben, als wanke der Boden unter ihren Füßen. Das soll der Weg zur Klarheit sein.

Und doch hören wir aus den Worten des Nathanael eins

heraus, was uns mit banger Sorge erfüllt, ob er die Gefahr, in die sein Zweifel ihn gebracht hat, überwinden werde. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ So stößt er das Herrliche, das Philippus ihm gesagt hat, mit der Miene der Überlegenheit, im Bewußtsein seiner hervorragenden Klugheit weit von sich fort. Wie? liegt ihm denn nichts daran, ob der verheißene Heiland auf Erden erschienen ist? Oder freut er sich gar, daß sein Freund sich getäuscht hat? O nein, aber er ist einem Kranken gleich, der heiß nach Leben und Gesundheit verlangt und doch dem Arzte, der ihm als einziges Rettungsmittel eine Operation vorschlägt, mit triumphierendem Lächeln von seinen langjährigen Forschungen berichtet, wonach in einem solchen Falle eine Operation keinen Erfolg haben könne. Er *freut* sich dieses seines furchtbaren Wissens, weil er damit mehr zu wissen meint, als der Arzt selbst. Nathanael ist stolz darauf, daß er nicht so einfältig und leichtgläubig ist wie sein Freund. In diesem Stolz auf seinen Zweifel würde er sich ärgern, wenn Philippus ihm sein Bedenken nehmen könnte. Wohl zertrümmert ihm dieses eine herrliche Aussicht, und doch hat er es lieb, weil es ein Kind seiner großen Klugheit ist.

Das macht den tiefen Schmerz aus, den man so oft empfinden muß, wenn man Zweifler reden hört. Der *Ton* ihrer Worte verrät es klar und deutlich: Sie *lieben* ihre Zweifel. Sie wollen die Wahrheit nicht, entweder weil ihnen die Wahrheit nicht lieb ist, sondern sie verletzt oder stört, oder weil ihnen ihre klugen Bedenken zu lieb sind. Bei diesem Stolze wollen sie bleiben dürfen. Darum halten sie ihre Zweifel fest. Das ist die Gefahr, die vor allem der Jugend auf den hohen Schulen droht. Die Freude über das Neue, das sie lernt, wird nur zu leicht zur Eitelkeit. Die Freude an der Selbständigkeit, mit der sie das reiche Wissen sich aneignen und verarbeiten soll, wird nur zu leicht zum Pochen auf eine Selbständigkeit des Urteils, die doch noch erst *erworben* werden soll.

Die Zweifel sind berechtigt, aber die Eitelkeit auf die Zweifel ist unberechtigt. Nathanael meint soviel zu wissen. In Wahrheit weiß er zu wenig. Warum soll denn aus Nazareth nicht der Heiland sein können? Man hat ihn verschieden verstanden. Die einen meinen, er habe nur sagen wollen, aus einem so geringen, ja verachteten Orte wie Nazareth könne doch nicht der kommen,

welcher der Mittelpunkt der Weltgeschichte, der Retter der gesamten Menschheit sein sollte. Als wenn Gott sein Thun nach unseren menschlichen Urteilen einrichten müßte! Andere haben gemeint, Nathanael habe aus dem Alten Testament ersehen gehabt, daß der Messias vielmehr in Bethlehem geboren werden sollte. Und doch war dies sein weises Bedenken nur Unwissenheit. Nur darum wurde ja der in Bethlehem Geborene „Jesus von Nazareth" genannt, weil er in dieser Stadt aufgewachsen war. So hielt den Nathanael sein halbes Wissen von dem Herrn zurück. Ja, alle Zweifel an der Wahrheit sind nur möglich, weil unser Wissen ein so unvollkommenes ist. Darum eben sind sie berechtigt, und darum eben ist der Stolz auf sie so unberechtigt.

So gilt es denn, zitternd vor den Gefahren der Zweifel und betrübt über unseren Mangel an Erkenntnis, den sie uns bezeugen, voll Sehnsucht nach der Hand Gottes zu greifen, die nicht das unserem Hochmut schmeichelnde, endlose Suchen nach der Wahrheit, sondern die Wahrheit selbst uns bietet. Wahrlich, wir werden diese Gotteshand nicht umsonst erfassen. Sie wird uns geben, was wir an Wahrheit brauchen, um selig sagen zu können: „Ich habe gefunden."

[16. Betrachtung: Der Zweifel Überwindung.]

Würde auch der Widerspruch gegen den Glauben so prahlerisch frech und so siegesgewiß zu dir reden, wie einst der Riese Goliath zu Israel, er kann doch überwunden werden, wenn du nur willst. Siehe den Weg dazu.

Philippus kann den klugen Einwand seines Freundes nicht auflösen. Aber wie eine Mutter ihr krankes Kind bittet, doch von der Arzenei zu nehmen, so bittet er ihn herzlich: „Komm und siehe" den Mann, den wir gefunden, ob er nicht doch der Heiland ist. Und Nathanael? Er kommt zu Jesu und sieht ihn. Wundert ihr euch darüber? O gewiß, es ist wunderbar, wenn man sieht, wie viele es anders machen. Aber Nathanael hat wohl seinen Zweifel lieb, doch den Heiland zu finden ist ihm noch viel mehr wert. So

stolz er auch auf seine Klugheit ist, so ist doch sein Verlangen nach dem Besitz der Wahrheit, nach der Rettung seiner Seele so groß, daß er aufrichtig genug ist, sich zu sagen: Wer weiß, ob ich nicht doch im Irrtum bin; ich will es wenigstens versuchen mit Jesu. Das ist der Kranke, welcher von der Nutzlosigkeit der Operation überzeugt ist, aber dennoch, weil ihm mehr an seiner Gesundheit als an dem Ruhme seiner Klugheit liegt, endlich sich nicht mehr weigert, den Versuch damit zu machen. Was kann der Mensch nicht alles versuchen, was für unglaubliche, was für qualvolle Kuren, wenn er das irdische Leben zu verlieren fürchtet und kein anderes Heilmittel mehr weiß. Wer nach dem ewigen Leben verlangt und keine andere Hilfe dahin mehr weiß, der versucht, was Tausende und Abertausende als ihre Rettung gepriesen haben. Er kommt und sieht. Denen aber ihre Einwendungen und Zweifel über alles lieb sind, die wollen vielleicht auch noch mehr sehen und prüfen und wissen, aber sie kommen nicht zur Wahrheit hin, sie gehen nur weiter fort von ihr. Sie können mit ihren Fragen an manche Menschen sich wenden, nur nicht an die, welche bei Christo alles Heil gefunden haben. Sie können viele Bücher studieren, nur nicht das eine, in dem die Stimme dessen zu hören ist, von dem zu allen Zeiten Unzählige bezeugt haben: Du hast Worte des ewigen Lebens. Oder wenn sie doch die Bibel studieren, so wenden sie sich um Rat und Erklärung nicht an die, welche darin das Licht des Lebens gefunden haben, sondern an die, welche ihr Herz nur mit neuen Zweifeln erfüllen. Wem die Wahrheit über alles geht, der versucht es, er kommt zum Herrn, zu seinem Wort.

Eine Dame, die in gottloser Umgebung aufgewachsen, das Christentum verlachte, wurde näher bekannt mit einer anderen, welche im Glauben Frieden erlangt hatte. Sie fühlte, was diese vor ihr voraus habe. Sie klagte ihr, daß sie nicht glauben könne. Ihr wurde von der Freundin geraten, von jetzt an keinen Gottesdienst zu versäumen. „Wie," rief jene, „ich kann ja doch nicht glauben, was da gepredigt wird." „Eben darum," war die Antwort, „darum müssen Sie kommen, damit Sie glauben lernen; versuchen Sie es damit!" Sie kam. Und weil sie mit dem Verlangen nach Glauben kam, so sind all ihre Bedenken wie Wintersschnee vor warmer Frühlingssonne zerflossen, und ihr Leben beweist, daß sie noch mehr gefunden, als sie gesucht hatte.

Nathanael kommt zu Jesu mit der Frage auf den Lippen: Solltest du wirklich wagen, dich für den Heiland auszugeben? Jesus sieht ihn zu sich kommen und setzt seinen Begleitern auseinander, wie sie über diesen Nathanael zu urteilen haben: Ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. Nathanael blickt ihn wie beleidigt an: Woher kennst du mich? fragt er tief verletzt, weil dieser Jesus von ihm zu reden wagt, als durchschaue er ihn ganz. Jesus antwortet: Ehe dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich. Nathanael steht erstarrt. Wie? dieser Mann weiß, daß Philippus ihn gerufen hat, weiß, daß er eben vorher unter dem Schatten eines Feigenbaumes gewesen ist, weiß, was er da gethan hat? Keiner konnte ihn da sehen, aber Jesus weiß es alles. Ein Zittern wird Nathanael überfallen haben. Er fühlt das alles durchschauende Auge des Herrn, wie es bis auf den Grund seines Herzens dringt. Von der Herrlichkeit des Herrn hat er einen Strahl gesehen. Der Strahl ist so mächtig, daß er davor zusammenbricht. Er glaubt, er bekennt: „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel."

Aber wo ist denn sein Bedenken geblieben: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen"? Er fragt ja nicht einmal Jesum danach. Wunderbar, überwunden sind seine Zweifel. Nicht aufgelöst und doch überwunden; wie alle klugen Einwände des Kranken gegen den Nutzen der Operation überwunden sind, wenn sie ihm Gesundheit gebracht hat. Er kann noch jetzt nicht nachrechnen, wie sie ihm doch helfen konnte, worin der Fehler seiner Berechnung bestand; aber er weiß nun, daß er sich geirrt hatte.

Das ist das Wunder, das jeder aufrichtige, nach der seligmachenden Wahrheit Dürstende erlebt, wenn er wirklich zum Herrn kommt. Wären es auch himmelhohe Berge von Bedenken, ganze Systeme von Einwendungen und Forschungsergebnissen, — vor dem, was er bei dem Herrn hören und sehen soll, verwandeln sich die scheinbar unerschütterlichen Zweifel in nichtige Schatten. Wenn nur erst der Ruf voll Staunen aus unserem Herzen aufgestiegen ist: „Woher kennst du mich?" Wenn wir den Herrn mit seiner majestätischen Stimme zu uns sagen hören: „Ich sahe dich." Wenn wir fühlen, wie unser gesamtes Leben vor seinen Augen bloß daliegt, auch das, was durch das Dunkel der Bäume oder der Nacht

vor Menschenaugen verdeckt war, auch das, was vielleicht uns selbst schon wieder entschwunden war; wie er selbst unser Innerstes, unsere vielleicht vor uns selber verborgenen Gedanken alle durchschaut, — dann bricht unser Hochmut auf unsere eigene Klugheit zusammen, und damit haben alle Zweifel ihre dämonische Macht über uns verloren. Wir stellen sie wie alle anderen noch nicht gelösten Fragen einfach beiseite und gehen an ihnen vorüber, vorwärts auf dem Wege der Wahrheit zum Glauben hin.

Das ist der sichere Weg empor zur Höhe. Wir wollten die Wahrheit suchen und waren so stolz auf diese unsere Kraftanstrengung, daß wir mit dem Finden es gar nicht eilig hatten, wohl ganz zufrieden damit waren, niemals zu finden; nun aber hat die Wahrheit *uns* gefunden. Wir hatten uns auf den Richterstuhl setzen und über die Wahrheit entscheiden wollen; nun stehen wir vor der Wahrheit und sie richtet uns. Wir wollten wie Eroberer in das Land der Wahrheit hineindringen und ihrer Herr werden; nun bricht sie siegreich in unser Inneres hinein und wird Herr über uns. Die majestätische Herrlichkeit des Herrn, von der wir etwas gesehen haben, hat uns überwunden.

Es mag viele Wahrheiten geben, die man auf dem bloßen Wege des Nachdenkens, des Prüfens, des Forschens finden kann. Die *seligmachende* Wahrheit hat nur der, welcher sie in ihrer erschütternden Majestät gesehen hat. Es mag sein, daß es heutzutage schwerer ist, sie so zu sehen, schwerer als einst, wo man in Jesu heiliges Auge sehen und seine königlichen Worte hören konnte; heute, wo seine Worte des ewigen Lebens durch den Mund geringer Menschen hindurchgehen müssen und dadurch von ihrer bezwingenden Hoheit verlieren. Aber die Erfahrung lehrt doch auch, daß noch heute sein Wort, gepredigt oder gelesen, dieselbe einschlagende, überwältigende Gewalt haben kann, wie sie einst Nathanael erfahren hat. Nur von dem einen hängt die Entscheidung ab, ob du soviel Sehnsucht nach der seligmachenden Wahrheit hast, daß du, wenn sie mit ihrem hoheitsvollen Blicke dich trifft, ihr die Ehre gibst, vor ihr dich beugst, vor ihr auf die Knie fällst.

Es gilt uns allen. Keiner ist sicher davor, daß ihm nicht noch Zweifel kommen, die ihn an allem irre machen möchten. Wenn etwa der Herr so ganz anders an uns handelt, als wir erwartet

und von ihm erbeten hatten, wenn es dann Nacht in unserer Seele werden will, — ach wie viele mögen gerade dann nichts mehr von Christo und seinem Worte hören! O dann „komm und siehe", dann hin zu ihm und seinem Worte! Wozu? Damit du etwas von seiner Herrlichkeit seheſt, damit du von neuem seine richterliche Hoheit fühlſt, die wieder ernſt zu dir ſagt: „Ich kenne dich, ich ſehe dich." Wenn du dann vor ſeinem Blicke errötend dein Auge zu Boden ſchlägſt und dich deſſen ſchämſt, was er an dir geſehen hat, dann werden deine Zweifel dahinſinken. Vielleicht kannſt du noch immer keine klare Antwort auf das „warum?" geben, womit du dich ſolange gequält hatteſt. Aber dieſe Frage verſtummt nun in dir. Es iſt wieder hell geworden in deiner Seele, wenn du des Herrn Herrlichkeit geſehen haſt.

Dann aber, ſei gewiß, werden auch früher oder ſpäter alle deine noch ungelöſten Fragen ihre einfache Antwort finden. Wie wird ſich Nathanael hernach ſeines klugen Zweifels geſchämt haben, als er erfuhr, daß Jeſus nicht aus Nazareth, ſondern aus Bethlehem ſei. „Du wirſt noch Größeres, denn das ſehen", ſpricht der Herr zu ihm. Die ihre Zweifel durch ihn überwinden ließen, werden ſoviel von der Herrlichkeit des Herrn zu ſehen bekommen, daß ſie kaum mehr begreifen, wie ſie einſt ſo haben zweifeln können.

Paſſionszeit.

Der Anſtoß an dem Leiden des Herrn.

[17. Betrachtung: Petrus fährt den Herrn an.]

Matth. 16, 21—23. Von der Zeit an fing Jeſus an und zeigte ſeinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jeruſalem gehen und viel leiden von den Älteſten und Hoheprieſtern und Schriftgelehrten und getötet werden und am

dritten Tage auferstehen. Und Petrus nahm ihn zu sich, fuhr ihn an und sprach: Herr, schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht. Aber er wandte sich um und sprach zu Petro: Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.

Als einst Jesus auf Erden wandelte, war wohl keiner im ganzen jüdischen Lande allgemein so bekannt wie er. Und doch war auch kein anderer so verkannt wie er. Wie hätte er sonst von ihnen leiden und sterben müssen. Und was ist heute bekannter auf Erden, als das Christentum! Doch auch: was wird mehr verkannt als das Christentum. Schweigen wir ganz von denen, die es hassen und bekämpfen. Aber wie viele gibt es, die an ihm vorübergehen, ohne auch nur einen Augenblick dadurch ernstlich gefesselt zu werden. Kommt es ihnen nicht gar wie ein Nichts vor, so soll es höchstens etwas für kleine Kinder sein, aus deren Mund ein Gebet so rührend klingt, oder für das niedere Volk, das dadurch im Zaum gehalten wird. Und bei feierlichen Gelegenheiten können sie es auch zur Ausschmückung mit verwenden, bei wichtigen Familienereignissen oder bei vaterländischen Feiern darf es poetisch erhebend mitwirken. O wenn sie sehen könnten, wie dieses Christentum in majestätischer Größe an ihnen vorübergeht, gleichsam abwehrend die Hand erhebend: Ihr habt mich schmachvoll verkannt, ihr die ihr euch nach meinem Namen nennt!

Es gibt andere, die sich deshalb um das Christentum kümmern, weil sie es von Kindheit auf so gewohnt sind. Warum sollten sie auch *gegen* das Christentum sein? Sie wundern sich, daß es Menschen geben kann, die es nicht wollen, die es gar hassen. Ihnen hat es nie wehe gethan, sie nehmen es gern mit in ihr Leben auf. Auch über sie klagt Jesus Christus: Ihr habt mich nie erkannt. Mit beispielloser Hoheit hat er einst gesprochen: „Ich bin gekommen, die Menschen zu erregen.“ Ein Fels will er sein, den man als Fels fühlt, ein Fels, an dem die einen sich stoßen und fallen, die anderen sich dankbar aufrichten. Das Christentum wird beschrieben als etwas, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist. Es kann darum wohl ertragen, daß man ihm feind ist. Denn: viel Feind, viel Ehr. Es kann aber nicht ertragen, daß man es wie ein Nichts

übersehe oder wie etwas Einfaches und Bequemes nebenbei mit in den Kauf nehme.

Wir sind in die Passionszeit eingetreten. Das Leiden und Sterben des Herrn ist der Höhepunkt des Christentums. Und auch dadurch werden Unzählige niemals erregt? Es soll anders sein. Die Welt soll sich daran stoßen. Reden wir denn nach unserem Evangelium **von dem Anstoß an dem leidenden Herrn.** Wir sehen: Selbst Petrus ärgert sich an ihm. Wir fragen: Warum ärgerst du dich nicht an Christo? und: Welches ist der letzte Grund alles Anstoßes am Christentum?

Nicht zu der Masse des Volks redet heute der Herr: „Jesus fing an und zeigte seinen Jüngern." Nur eine kleine Schar war es, welche so unwiderstehlich sich von ihm angezogen fühlte und so gewaltig von ihm gefesselt wurde, daß sie Haus und Hof, Vater und Mutter, ihr Schiff, ihr Zollhaus und ihr Amt aufgaben und für immer seine Jünger wurden. Indem sie diesen großen Schritt thaten, brachen sie gleichsam die Brücken hinter sich ab. Ein Zurück gab es nun für sie nicht mehr. Schon um der Menschen willen war es völlig unmöglich, sich wieder von ihm zu trennen. Und wenn sie noch so vieles bei ihm fanden, das ihnen nicht lieb war, sie mußten es schweigend hinnehmen. Zu ihrem Herrn hatten sie ihn erwählt; wollten sie sich nicht vor ihm und vor allen anderen lächerlich machen, so mußten sie sich schweigend in alles finden, was er redete und was er that. Oder wenn einmal in ihnen der Widerspruch allzu mächtig sich regte, — diese imponierende Sicherheit, da er niemals unentschlossen sie um Rat fragte, sondern immer wußte, was er wollte, diese alle Einwendungen untersagende Gewißheit bei all seinem Reden und Thun, machte ihnen völlig unmöglich, jemals ihm drein zu reden.

Einmal jedoch, so erzählt unsere Geschichte, einmal sind diese Jünger durch das, was der Herr ihnen sagte, so vor den Kopf gestoßen worden, daß der eine unter ihnen, Petrus, ihn angefahren hat, wie ein Herr seinen Diener anfährt, der etwas Unerträgliches gethan oder gesagt hat. Er setzt alle Rücksichten beiseite und hält es für seine heilige Pflicht, Jesu zu widersprechen, ja ihm gleichsam zu untersagen, was er vorhatte. Wie unglaublich muß das gewesen sein, was der Herr geäußert hat.

Und es heißt: „Von der Zeit an zeigte Jesus seinen Jüngern.“ Erst jetzt, nachdem diese schon über drei Jahre lang als seine Begleiter bei Tag und bei Nacht in alles, was er redete und that, sich gefunden haben, jetzt, nachdem sie immer wieder erfahren haben, daß auch das Auffallendste bei ihm sich später als das Allerweiseste und das Allerbeste herausstellte! Jetzt noch kann eine Äußerung des Herrn ihnen so unfaßbar sein, daß sie völlig außer stande sind, sie auch nur schweigend sich gefallen zu lassen.

Und gerade zu der Zeit Petrus! Eben vorher hat der Herr sie gefragt, was die Leute von ihm sagten; und als sie es berichtet hatten, hat er fortgefahren: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?“ Da hat Petrus mit vollster Glaubensüberzeugung ausgerufen: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Hat er nicht mit diesem Bekenntnis ein für allemal zu allertiefster Ehrfurcht sich verpflichtet? Wie, der von dem er weiß, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist, den kann er anfahren und zur Rede stellen! Er fühlt es selbst, daß er damit gleichsam das Verhältnis zwischen sich und dem Herrn umkehrt, sich über den Sohn des lebendigen Gottes stellt. Darum mag er es die anderen gar nicht hören lassen; er nimmt den Herrn beiseite, um ihn doch nicht vor den anderen zu blamieren. Aber schweigen — das ist ihm unmöglich. Ihm ist wie einem Kinde, das mit höchster Ehrerbietung zu seinem Vater aufzusehen gewohnt ist, aber plötzlich den Vater etwas so Furchtbares aussprechen hört, daß es alle Scheu beiseite setzt und auf den Vater zuspringt und ihm mit beiden Händen den Mund zuhält.

Was hat denn der Herr gesagt, daß Petrus so außer sich gerät? Es muß etwas sein, das aller menschlichen Vernunft, allen menschlichen Vorstellungen direkt ins Angesicht schlägt. Es muß etwas sein, in das sich zu finden den Menschen über alle Maßen schwer wird. Was ist es? „Von der Zeit fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte viel leiden und getötet werden.“ Wie ist es nur möglich, daß Petrus daran so schweren Anstoß nimmt? Weil es in der That das Unbegreiflichste ist, das sich nur denken läßt, das Unnatürlichste, das man sich nur vorstellen kann. Was sind alle Wunder, die uns sonst aus dem Leben des Herrn berichtet werden, in die sich so viele nicht finden können,

gegen dieſes Wunder, daß Jeſus Chriſtus gelitten hat und geſtorben iſt! Petrus hat recht, wenn er ſich ſo furchtbar an dem Leiden des Herrn ſtößt.

[18. Betrachtung: Warum ärgerſt du dich nicht an Chriſto?]

In unſerer Zeit wird es gepredigt von tauſend und abertauſend Kanzeln, wird es verkündigt in tauſend und abertauſend Büchern, genau dasſelbe, was hier der Herr ſeinen Jüngern zeigt, woran Petrus ſo ſchweren Anſtoß nimmt. Wir ſingen es in ſo vielen Geſängen vom Leiden und Sterben unſeres Herrn. Wir haben es im Bilde vor uns in Kirchen und Stuben und Schlafkammern, gemalt und geſchnitzt, gegoſſen und in Stein gemeißelt. Wir aber nehmen gar keinen Anſtoß daran? In den Wochen bis zum Karfreitage ſoll es uns noch ganz beſonders wieder vorgehalten und eingeprägt werden. Niemand aber wird dadurch aufgeregt, niemand fährt die Prediger dafür an wie Petrus den Herrn, den erſten Paſſionsprediger? Am Ende dieſer Paſſionszeit, wenn am ſtillen Freitage von dem Allergrößten gepredigt und geſungen wird, von dem Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmach und voller Hohn, von dem Tode des Sohnes Gottes am Kreuz, dann — o ſie wiſſen es vorher, daß das und nichts anderes ihnen vorgemalt werden wird, und doch werden ſie dann in ſolchen Mengen kommen, wie ſonſt nie im Jahre, als könnte gar keine Rede davon ſein, daß es ſie zurückſtieße.

Die Prediger heute aber können nicht einmal die Vorſicht üben, welche wir an dem Herrn hier ſehen, da er nur den wenigen treuen Jüngern von ſeinem Leiden und Sterben ſagt und es nicht eher ihnen ſagt, als zu der Zeit, nachdem ſie ſchon jahrelang ſich in ihn gefunden hatten und zu der höchſten Ehrfurcht vor ihm gelangt waren, ihn den Sohn des lebendigen Gottes nannten. Heute müſſen es die Prediger allen ſagen, die da kommen, auch denen, die vielleicht noch gar nicht Jünger des Herrn ſein wollen und noch gar nicht mit demütiger Ehrerbietung zu ihm aufſchauen. Und doch kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß die Zuhörer ſich unwillig,

verletzt, zornig abwenden könnten, weil man ihnen etwas so Unglaubliches vorzutragen wagt?

Das ist der wunderbar verschiedene Eindruck, den wir von einer und derselben Predigt gewahren. Woher das? Warum gerät Petrus über diese Verkündigung des Herrn außer sich, warum bleiben wir dabei so ruhig? O gewiß, es gibt solche, die schon in tiefer Ergriffenheit es staunend bedenken; aber die meisten werden nicht im geringsten dadurch erregt. Woher das? Petrus hat den Herrn verstanden, viele aber verstehen garnicht, was der Herr von seinem Leiden sagt. Freilich, daß Jesus Christus gelitten hat und gestorben ist, soviel versteht alle Welt; aber er verkündigt ja etwas ganz anderes: „Wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden und getötet werden". Er verkündigt, er will hingehen, dorthin wo man ihm viel Leiden zufügen und ihn töten wird. Wo er jetzt ist, in Galiläa, würde das nicht geschehen; bliebe er dort, so würde man ihm nichts zu Leide thun. Aber in Jerusalem! Und darum will er nach Jerusalem gehen, denn er will leiden und sterben. Was bewegt ihn dazu? Eine unwiderstehliche Gewalt: „Wie er müßte hingehen". Was für ein „Muß" ist das? Gewiß will er sagen: es ist für euch notwendig. Aber warum wird das ein Muß für ihn? Warum bezwingt ihn das? Es ist dasselbe Muß, wie wenn eine Mutter, die selbst leidend ist und vom Arzt aufs dringendste ermahnt wird, sich zurückzuziehen und zu schlafen, mit unerschütterlicher Festigkeit dabei bleibt: Mein todkrankes Kind sollte ich anderen überlassen? Ich muß bei ihm wachen! Es ist ihre Liebe, die sie bezwingt. Ich muß, sagt der Herr, in meiner Liebe zu euch Menschen kann ich nicht anders. Es ist grauenvoll, soviel zu leiden und getötet zu werden, aber ich muß, meine Liebe läßt es nicht anders zu.

„Herr, schone dein selbst", so fährt Petrus ihn an. Denn daß der Sohn des lebendigen Gottes nie etwas anderes als die volle Wahrheit sagt, das weiß er nun längst. Aber was der Herr jetzt sagt, das ist doch zu ungeheuerlich. Daß ihn seine Liebe so sich selbst vergessen läßt, daß er sich ermorden lassen will, — wie Wahnsinn kommt es dem Petrus vor.

Wie viele haben gar nicht verstanden, was von Christi Leiden und Tod gepredigt wird! Denn sonst würden auch sie es für

absolut unmöglich erklären. Es sind andere, welche doch etwas davon verstanden haben und im Grunde ebenso daran Anstoß nehmen wie Petrus. Aber weil so viele so sagen, weil das in Bibeln und Gesangbüchern steht, weil sozusagen die ganze Welt voll davon ist und alle dazu stillschweigen, so schweigen auch sie. Sie fühlen sich sehr unbehaglich, wenn etwa am Karfreitage mit Klarheit und Kraft von der Liebe am Kreuz gepredigt wird; aber weil alle anderen das ruhig anhören, breiten sie gleichsam einen Schleier darüber, um es nicht immer sehen zu müssen, um nicht in ihrer Ruhe gestört zu werden. Sie lassen es eben auf sich beruhen. Wenn aber die Zeitströmung eine andere wird, wenn etwa Prediger öffentlich verkündigen, daß es mit Christi Tod ganz anders sich verhalte, dann werden sie wie von einem Bann befreit aufatmen und mit Freude dem zufallen. Denn ihr natürliches Gefühl hat sich schon lange gegen diese Verkündigung des Herrn aufgebäumt. Sie haben nur nicht den Mut gehabt, das sich und anderen aufrichtig einzugestehen.

Endlich, wie viele haben frei und offen ausgesprochen, daß ihnen der leidende Herr unfaßbar sei! Daß er gelitten hat und gestorben ist, das können sie ja nicht leugnen, denn das sind geschichtliche Thatsachen. Aber daß er in seiner Liebe hingegangen ist, um für uns den Tod zu leiden, das müssen sie wegschaffen. So erklären sie es anders. Seine Feinde, die eifersüchtigen Obersten des Volkes, sollen ihn, den Unschuldigen, in den Tod gebracht haben. Ihre Macht, ihr Einfluß auf das Volk war zu groß. Hatte er doch auch, als es Ernst wurde, niemand der für ihn eintrat. Seine Jünger alle ergriffen die Flucht. Auch den römischen Landpfleger konnten die Juden endlich bewegen, das Todesurteil zu sprechen. Und Jesus — nun, wie ein Märtyrer ist er für die Wahrheit seiner Überzeugung und seiner Lehre gestorben. Ja, so ist alles natürlich zugegangen; so ist alles ganz begreiflich geworden. Wie sollte man nun noch Anstoß an dieser Geschichte nehmen? Muß man doch noch einmal hören, daß Jesu Leiden ganz anders, als eine That seiner Wunderliebe, dargestellt wird, so kann man vielleicht den Prediger als zurückgeblieben und beschränkt bedauern oder, wenn man ihm solche Unwissenheit nicht mehr zutraut, ihn einen Heuchler schelten; doch man regt sich kaum mehr darüber auf.

Petrus konnte sich nicht so beruhigen; denn der Prediger, den er hörte, war Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. An dessen Worten wagte er nicht herumzudeuteln. Er konnte nur widersprechen, widersprechen mit vollster Energie. Denn was der Herr von seinem Leiden und Sterben sagt, ist in Wirklichkeit unerträglich für uns Menschen, sobald wir es verstehen und stehen lassen. Nimmst du keinen Anstoß daran, so bist du noch nicht so weit, wie Petrus war.

[19. Betrachtung: Der letzte Grund alles Anstoßes an Christo.]

„Herr, schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht", hat Petrus gerufen. Der Herr antwortet: „Hebe dich, Satan, von mir". Denn satanisch ist, was Petrus will. „Du bist mir ärgerlich", du führst mich in Versuchung. Denn „du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist". Du hast selbst bekannt, ich sei der Sohn des lebendigen Gottes, und doch willst du, ich soll handeln nicht wie ein Sohn Gottes, sondern so wie ihr Menschen handelt. Du verlangst, ich soll dir gleich werden. Du willst mich hinabziehen auf dein Niveau. Aber nicht eher wirst du dich in mich finden können, als bis auch du „meinest, was göttlich ist", als bis du das Göttliche als das einzig Wahre erkannt und mit der ganzen Inbrunst deines Herzens erfaßt hast. Daß du dich stößt an meinem Leiden und Sterben, hat nur eine einzige Ursache: Du denkst menschlich und ich denke göttlich. Zu hoch ist mein göttliches Thun für deine kleinen menschlichen Gedanken. Denn mein Thun ist Liebe, göttliche Liebe. Göttliche Liebe aber geht über alle menschlichen Begriffe himmelhoch hinaus. Darum vermag der Mensch sie nicht zu begreifen. Wo sie aber ihm zu klar entgegentritt, da kann er sie nicht mehr in ihrer strahlenden Schönheit erkennen.

Solange das Licht der Sonne noch gedämpft wird durch Wolken oder nur widerscheint auf der Erde, finden wir es schön. Wer aber in das nackte Sonnenlicht hineinsieht, wird nur geblendet, so daß ihm ist, als sähe er etwas Schwarzes, nicht Licht, sondern Finsternis. Solange wir die göttliche Liebe gleichsam gedämpft

oder nur ihren Widerschein auf Erden sehen, solange können wir sie bewundern. Welcher Mensch aber mit seinem bloß menschlichen Auge in die unverhüllte göttliche Liebe selbst hineinsieht, der wird nur geblendet. Er sieht nichts oder sieht gleichsam Finsternis.

Wie oft schon hatte Petrus die göttliche Liebe seines Herrn gesehen und bewundert! Wie er so ohne Ermüden ihnen das Wort Gottes predigte, wie er sie mit Brot in der Wüste speiste, ihre Kranken heilte, die Sünder aufnahm! Das war göttliche Liebe. Aber die einen sahen sie gleichsam durch einen Wolkenschleier hindurch. Sie nahmen als selbstverständlich an, daß es doch nicht reine Liebe sei, daß Jesus dabei doch auch an sich und an seine Ehre denke. Die anderen sahen gar nicht auf zu seiner Liebe, sie freuten sich nur über den Widerschein, daß ihnen so schön geholfen sei. Jetzt aber, da er ihnen zeigt, daß ihn seine Liebe zu ihnen in Leiden und Tod hineinzwingt, daß seine Liebe gar keine Grenzen mehr kennt, daß er ohne jede Rücksicht auf sich selbst, nur an sie denkend, sich für sie dahin gibt, — jetzt sehen sie in die nackte Gottesliebe hinein, und ein Schwindel ergreift sie, sie können das nicht mehr für möglich halten. O auch sie preisen über alles die Liebe. Aber doch nur die, die sie selbst kennen, wie sie Menschen möglich ist, die Liebe, welche denn doch immer irgend eine Grenze hat, da man doch auch irgendwie an sich selbst denkt. Die göttliche Liebe aber ist für sie so hoch, daß sie ihnen nicht mehr erhaben, sondern wie Wahnwitz vorkommt.

Hier liegt die tiefste Wurzel des Anstoßes am Christentum. Der alles beherrschende Mittelpunkt des Christentums ist die Liebe Gottes. Wohl lieben wir das Wort: Gott ist die Liebe. Aber nur solange, als wir Gott eine Liebe nach menschlicher Art zutrauen können. Wir verstehen sie, solange wir glauben können, er denke dabei auch an sich; er sorge für uns, er erfreue uns, er erhöre unser Gebet, damit wir ihn dafür ehren, ihm dafür danken. Wir rühmen sie, solange wir uns in ihrem Widerschein wärmen und wohl fühlen. Denn im Grunde lieben wir da nicht seine Liebe, sondern das Gute, das wir von ihr haben. Wenn er sie uns aber ohne alle Hülle zeigt, wenn er uns sagen läßt: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, dann heißt es im kleinen Menschenherzen: das kann nicht sein! Der

hohe, erhabene Gott sollte uns Geschöpfe so lieben, daß er gar keine Rücksicht mehr auf sich selbst nimmt, sondern seinen Sohn für uns gibt? Unmöglich! Und doch ist eben das göttliche Liebe. Wenn Christus uns seine Liebe in ihrer reinsten Gestalt zeigt und zu uns sagt: Ich kann mich nicht schonen, ich muß aus Liebe zu euch in Marter und Tod hineingehen, dann ist es uns zuviel. Und doch ist eben das göttliche Liebe.

Denn gerade das ist über alles groß, herrlich, ehrenvoll. Auf seine Knie hätte Petrus sinken und staunend anbeten sollen vor dem, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist. Ach, auch bei denen, welche nicht mehr von dieser Liebe zurückgestoßen werden, weil sie einmal etwas von ihrer Hoheit gefühlt haben, sind es doch wohl nur Augenblicke, da sie ihre Göttlichkeit erkennen. Aber selig, wer sie auch nur so erkennt, wem sie einmal tief ins Herz hineingeleuchtet hat! Es gibt nichts Köstlicheres, nichts Beseligenderes. Wenn du sie kennst, kannst du nichts lieben über sie. Wohl fühlst du immer wieder, wie unfähig wir Menschen sind, sie nachzuahmen, wie wir immer wieder hinabsinken in das, was menschlich ist. Aber dann brennt dir doch dein Herz vor Sehnsucht, daß du göttlich lieben könntest, wie Gott dich geliebt hat. Wohl wird dann auch deine Liebe auf so schwere Proben gestellt werden, daß eine Stimme in deinem Herzen dir zuruft: „Schone dein selbst“. Wenn aber dann die göttliche Liebe wieder flammend in dein Herz hineinleuchtet, so wird sie auch dir zurufen: „Du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist“. Gelingt es dir dann unter Gottes Beistand, dich selbst nicht zu schonen, so wirst du erfahren, daß solche göttliche Liebe zu üben dem innersten Wesen des nach Gottes Bilde erschaffenen Menschen entspricht und nichts anderes dem Herzen solche Freude, solche Seligkeit zu geben vermag als die Liebe nach dem Bilde Gottes.

O daß das Christentum, welches diese göttliche Liebe bringen will, nicht an dir vorüberginge und traurig zu dir sagte: Ich bin nichts für dich, denn ich bin zu hoch für dich! O daß du die Gottesliebe im Grunde deiner Seele erfaßtest und anbetend vor dem leidenden Herrn niederfielest: Tausend-, tausendmal sei dir, liebster Jesu, Dank dafür!

Niemand hat größere Liebe.

[20. Betrachtung: Die Liebe muß am Kreuze bluten.]

Ev. Joh. 15, 13. Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde.

Wir stehen im Geist auf Golgatha. Unfaßbar will uns vorkommen, was wir da sehen. Unfaßbar, wenn wir auf die Menschen blicken, die Jesum kreuzigen; unfaßbar, wenn wir zu ihm aufschauen, der da stirbt. Wir suchen nach einem Licht in diesem Dunkel. Damit man wisse, wer da am Kreuze hängt und warum er sterben muß, hat Pilatus eine Überschrift über das Kreuz heften lassen, „die Ursache seines Todes". Doch was sollte uns dieser Heide lehren können? Aber ein anderer hat längst vorher eine Überschrift für das Kreuz auf Golgatha gegeben; er selbst, Jesus Christus. Und sie nennt uns die wahre Ursache seines Todes: **„Niemand hat größere Liebe"!** Im Lichte dieses Wortes zeigt uns Jesu Tod der Menschen namenloses Verderben und Jesu namenlose Liebe.

„Hinweg mit dem! Kreuzige, kreuzige ihn", so haben sie geschrieen. Als Verbrecher, den die menschliche Gesellschaft nicht unter sich ertragen kann, muß Jesus sterben. Was hat er denn Übels gethan? fragen wir mit Pilatus. Als jener große Meister die Passionsgeschichte, wie Matthäus sie beschreibt, in Töne fassen wollte und an diese Frage des Landpflegers gekommen war, konnte er noch nicht sogleich die wilde Antwort folgen lassen: „Sie schrieen nur noch mehr: Kreuzige, kreuzige ihn!" Er schob erst eine andere Antwort ein: „Er hat uns allen — wohlgethan. Den Blinden gab er das Gesicht, die Lahmen macht er gehend; er sagt uns seines Vaters Wort, er trieb die Teufel fort; Betrübte hat er aufgericht; er nahm die Sünder auf und an; sonst — hat mein Jesus nichts gethan". O, er hat recht geantwortet. Aber diese Antwort macht doch das Rätsel nur noch rätselhafter. Weil er allen wohlgethan,

deshalb können sie ihn nicht mehr unter sich dulden? Und doch läßt sich nichts anderes von ihm sagen, wenn wir gleich sein ganzes Leben überschauen. Eine alte Sage erzählt: Als er noch ein Knabe war und in Nazareth wohnte, da pflegten die anderen Kinder, wenn sie ihn aufsuchen wollten, zu einander zu sagen: Kommt, laßt uns zur Freundlichkeit, zur Liebe gehen! Spricht nicht diese Sage dasselbe aus, was sein ganzes Leben ohne jede Unterbrechung bezeugt? Sie sind herbeigeströmt zu ihm, die leiblich Elenden und die geistlich Elenden, als riefen sie einander zu: Kommt, laßt uns zur Liebe gehen! Denen aber, die nicht schon selbst mit der Bitte „Erbarme dich unser" zu ihm kamen, ist er nachgegangen und hat ihnen wohlzuthun gesucht, jetzt mit leiblicher Hilfe, jetzt mit Worten des ewigen Lebens. Sie haben es alle gesehen, — wie er Hilfe und Erbarmen allen Kranken gern erwies und die Blöden und die Armen seine lieben Brüder hieß. Wie er keinem Sünder wehrte, der bekümmert zu ihm kam, wie er freundlich ihn bekehrte und den Tod vom Herzen nahm. Es ist die einzig richtige Unterschrift unter das Leben, das sie ihm am Kreuze nehmen: „Niemand hat größere Liebe".

Aber wie können sie ihm dann das Leben nehmen? War es wohl gleichsam ein Versehen? Sind es ein paar böse Menschen gewesen, die die Schuld an diesem Morde tragen? War es ein plötzlicher Tumult, in dem man ihn aus dem Wege räumte, daß die verständigen, rechtschaffenen, friedliebenden Leute nur nicht früh genug ihn retten konnten? O nein, sie alle, alle tragen Schuld an seinem Tode. Die einen, weil sie ihn aus ganzer Kraft haßten, die anderen, weil sie sich seiner schämten oder doch an ihm irre geworden waren und darum nichts zu seiner Rettung versuchten. Oder kannten sie ihn nicht? Haben vielleicht etliche ruchlose Menschen ihn schändlich verleumdet und dadurch die anderen irre geführt? O nein, alle die falschen Zeugen, welche vor dem Hohen Rat ihn zu verderben suchten, sind als Lügner erfunden worden; all die schmählichen Verleumdungen, mit denen die Juden von dem römischen Landpfleger Pilatus seinen Tod zu erlangen suchten, sind zu schanden geworden. Nicht Mißverständnisse tragen die Schuld. Wenn solche mitspielten, so sind sie durch alle die Untersuchungen von Hannas und Kaiphas und Herodes und Pilatus vollständig

beseitigt worden. Wie genau alle Jesum kannten, das haben sie noch auf Golgatha selbst bezeugt. Da sie unter seinem Kreuze stehend sich an seinen Qualen weideten, riefen sie höhnend zu ihm hinauf und einander zu: „Er hat anderen geholfen". Es ist kein anderes Facit seines Lebens zu finden als: „Niemand hat größere Liebe".

Und doch können sie nicht eher ruhen, als bis sie ihn los sind? So bleibt keine andere Lösung übrig: Sie müssen seine Liebe gar nicht erkannt haben, ja, es muß eben seine Liebe ihnen widerwärtig gewesen sein. Die Thaten seiner Liebe können sie nicht leugnen: „Er hat anderen geholfen". Aber sie preisen ihn nicht dafür, danken ihm nicht dafür. Sie sagen nicht: Er hat anderen Liebe erwiesen. Das sagt nur er selbst: „Niemand hat größere Liebe". Diese Verblendeten haben seine Wohlthaten nicht als Liebe erkennen können. Darum haben sie sein Thun und Lassen, seine Motive und Absichten, haben alles falsch verstehen müssen. Darum ist ihnen das alles widerlich, unerträglich gewesen. Was in Wirklichkeit Liebe war, eben das haben sie gehaßt. Nicht trotz seiner Liebe, sondern gerade um seiner Liebe willen haben sie ihn nicht leiden können. Sie hätten ihn leben lassen, wenn er nur nicht von solcher Liebe erfüllt gewesen wäre. Da sie ihn töten, wollen sie im Grunde seine Liebe töten. Sie kreuzigen die beiden Übelthäter zu seinen Seiten, weil sie, solange diese Menschen leben, ihres Lebens nicht sicher sind; sie kreuzigen Jesum, weil sie, solange er lebt, vor seiner Liebe nicht sicher sind.

„Sie wissen nicht, was sie thun", so entschuldigt der Herr Jesus seine Mörder vor dem himmlischen Vater. Sie haben mich gar nicht verstanden. Sie haben meine Liebe nicht erkannt. Aber auch, welche Anklage liegt in dieser Entschuldigung! Ein Arzt wurde zu seinem schwer verwundeten Freunde gerufen. Als er voll Mitleid an das Lager trat und die Wunde des im Halbschlummer Liegenden entblößte, richtete dieser sich plötzlich auf, stierte mit wildem Blick auf den Freund und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. In seinem Fieber hielt er ihn für einen Räuber oder dergleichen. Er wußte nicht, was er that. Aber wie schlimm mußte es schon um ihn stehen, wenn er den Freund und seine Liebe gar nicht mehr erkannte! Wie krank müssen die Menschen sein, wenn sie Jesu Liebe gar nicht mehr erkennen! Wie muß das verzehrende

Fieber der Sünde so hoch gestiegen sein! Es bedarf wahrlich keiner langen Untersuchung mehr; man braucht ihnen nicht mehr den Puls zu fühlen, nicht das Fieberthermometer des göttlichen Gesetzes anzulegen. Sie haben auf Golgatha unwidersprechlich dargethan, daß ihr Verderben namenlos groß ist. Was Wunder, daß die Sonne ihren Schein verliert! Sie schämt sich der Menschen, denen sie leuchten sollte. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd' der Welt, erbarm dich unser!

[21. Betrachtung: Jesu Liebe ist zu hoch für uns.]

Nichts preist die Welt höher als die Liebe. Unermüdlich ist sie, zu ihrem Ruhme immer neue Lieder zu singen. Aber als der in ihrer Mitte steht, der von sich sagt: „Niemand hat größere Liebe", da erkennt sie seine Liebe nicht einmal, ja haßt die Liebe und mordet ihn, um vor seiner Liebe sicher zu sein. Was war denn an dieser Liebe ihr so unsympathisch?

Sie ist zu groß für die Welt; sie ist zu rein und ist zu tief. Es ist eben vollkommene, es ist göttliche Liebe. Die können sie nicht mehr fassen. Wie ein zu helles Licht nicht mehr als Licht von uns empfunden wird, sondern blendet und uns wie Finsternis vorkommt.

Sie ist zu rein. Auch nicht der leiseste Hauch von Selbstsucht, weder mit seiner Liebe vermengt, noch auch neben seiner Liebe hergehend. Das war zuviel für sie. Hätte er nur an sich gedacht, für sich selbst gelebt und gestrebt, das hätten die Menschen ertragen können, wohl keiner hätte ihm ein Leid angethan. Und hätte er für sein eigenes Wohlergehen lebend es recht weit gebracht, dann hätten sie ihn bewundert und hoch geehrt. Aber er wollte ihnen wohlthun. Ja, wenn er nur ein wenig Egoismus dabei gezeigt hätte, wenn er nur ein wenig Geld für seine Hilfsleistungen genommen oder ein wenig Ehre gefordert hätte, dann würden sie ihn gepriesen haben, weil er nur so wenig Lohn verlangte. Aber daß er durchaus gar keinen Lohn haben wollte, ja jedes solches Anerbieten verwundert und verletzt zurückwies, das konnten sie

nicht mehr als das verstehen, was es war, nicht als Liebe verstehen. Als liebenswürdige Bescheidenheit faßten sie es zuerst auf und meinten, trotz seiner Weigerung ihm doch etwas dafür geben zu müssen. Wenn er den von ihm Geheilten verbot, viel Aufhebens davon zu machen, dann sangen sie erst recht überall sein Lob, überzeugt, er werde sich doch darüber freuen. Wenn er die Massen der Hungrigen in der Wüste gespeist hatte und stille von dannen gehen wollte, dann meinten sie, er erwarte von ihnen, daß sie auch unaufgefordert sich erkenntlich erzeigten, und riefen ihn zum König aus. Wie entsetzt über dieses Mißverständnis ließ er nichts unversucht, um sie von solchen Gedanken abzubringen. Dann sahen sie einander verwundert, ratlos, hilflos an. Solche total selbstlose Liebe hatte für sie etwas Unheimliches. So etwas paßte in ihre Welt nicht hinein, wie ein Adler nicht hineinpaßt in einen Schwarm von Raben. Sie zogen sich von ihm zurück.

Und daß alles sein Thun nur Liebe war! Daß er dabei niemals auf sich selbst Rücksicht nahm, daß er nie sagte, es werde ihm zu viel, er müsse sich schonen, sondern sich völlig verzehrte im Dienst der Menschen, das war ihnen so unfaßbar, daß seine nächsten Verwandten einmal ihn festzuhalten, zurückzuhalten suchten, weil sie sagten: „Er wird noch von Sinnen kommen". Diese absolut reine Liebe machte auf sie den Eindruck, als hätte er den Verstand verloren. Denn unter vernünftigen Menschen gibt es so etwas nicht.

So mußten sie wohl all sein Wollen und Thun falsch verstehen. Als die Führer der Juden sahen, welch eine Mühe er sich mit dem Volke gab, wie ihm keiner zu gering, keiner zu tief gefallen war, er half ihnen allen, da sagten sie sich: Er will sie alle an sich fesseln, er will alle uns abspenstig machen. Und als er nun gar eine beispiellose Hoheit sich beilegte und sich „Gottes Sohn" nennen ließ, da zweifelten sie nicht: Er will sich über alle erheben! Nicht einen Augenblick fragten sie sich, ob er vielleicht doch sei, was er von sich sage. Denn „Gottes Sohn"? War das Leben, das er führte, eines Gottessohnes würdig? Nein, von einem Gottessohne hatten sie doch einen anderen Begriff. Zepter und Krone, Purpur und Thron, Donner und Gerichte, Zerschmettern seiner Feinde und Anbetung von der ganzen Welt, — das hielten sie für göttlich. Wenn er ihnen mit göttlicher Macht den Fuß auf den

Nacken gesetzt hätte, dann würden sie bewundernd ihm den Fuß geküßt haben. Aber nun? Hätten sie verstehen können: „Gott ist die Liebe", verstehen können, daß Gott, um nur seine Liebe frei walten zu lassen, alles andere ablegen kann, daß die absolute Liebe das untrügliche Kennzeichen Gottes ist, dann hätten sie auch begriffen, daß in Jesu die göttliche Liebe leibhaftig auf Erden erschienen war. Aber diese reine Liebe war ihnen zu hoch. So war sie ihnen widerwärtig.

Wie zu rein, so war sie auch zu tief. Eben weil sie göttlich war. Gott aber ist ewig. So will göttliche Liebe auf ewig wohlthun. Ist es nicht anders möglich, so kann sie zuerst wehe thun, um nur ewig wohlthun zu können. So konnte Jesus nicht lassen, ihnen die Augen zu öffnen über das, was ihrer in Ewigkeit wartete, falls sie nicht durch ihn erlöst würden. So mußte er sie hart anfassen und von Verlorensein und ewigem Verderben reden. So mußte er sein „Wehe" rufen über die Schriftgelehrten und Pharisäer, die einen Weg zum ewigen Leben wandelten und lehrten, der nie zum Leben führen konnte. So mußte er den Zahllosen, die so träumend oder spielend in den Himmel hineinzukommen erwarteten, die unerbittlichen Forderungen des heiligen Gottes entgegenhalten.

Er sah, was er damit anrichtete. Sie schalten seine Predigten „eine harte Rede", Tausende wandten sich zornig von ihm ab, der Haß gegen ihn wuchs von Tag zu Tag. Aber zu tief war seine Liebe, als daß er hätte schweigen oder ihnen das sagen können, was ihnen angenehm zu hören war. Das war zu viel für sie. Sie konnten keine Liebe mehr darin erkennen. „Hinweg mit dem! Kreuzige, kreuzige ihn!"

Auf Golgatha ist es offenbar geworden, daß der Mensch reine, tiefe Liebe nicht einmal mehr verstehen kann. Brauchen wir noch zu fragen, warum er göttliche Liebe nicht anders als mißdeuten kann? Wer sein Leben lang ein abgefeimter Lügner gewesen ist, kann es nicht verstehen, wenn ein anderer lieber den Tod erleidet, als von der Wahrheit weicht. Er muß das anders deuten. Wer alle Tage seines Lebens in schmutzigem Geize zugebracht hat, kann es nicht fassen, wenn er jemand selbstverleugnende Wohlthätigkeit üben sieht. Er wird das mißdeuten. So sehr fehlt den Menschen

die göttliche Liebe, daß sie ihnen eine unbekannte, unverständliche Erscheinung ist, wenn sie leibhaftig sich ihnen zeigt. Und doch ist einst der Mensch nach dem Bilde dessen geschaffen, der solche Liebe ist. Und doch sind alle Forderungen Gottes an diesen Menschen in das eine zusammengefaßt: „Du sollst lieben". Welch ein furchtbares Denkmal hat die Menschheit sich an dem Tage gesetzt, da sie den kreuzigte, der von sich gesagt: „Niemand hat größere Liebe"! Wie namenlos groß ist das Verderben der Welt!

Der Welt, zu der auch wir gehören. Der kennt sich selbst noch nicht, der da meint, er wäre ein anderer, als jene zu Jerusalem waren. Gewiß, wir haben von Kindheit auf die göttliche Liebe preisen hören, wir haben vielleicht schon an uns selbst etwas von ihrer Herrlichkeit erfahren. Aber von Natur sind wir nicht besser, als jene waren. Hätten wir Jesum in der Niedrigkeit und Ohnmacht gesehen, die seine Liebe ihn erwählen ließ, wir wären auch irre geworden an ihm. Hätten wir die scharfen Worte seiner Liebe gehört, wir wären auch erregt worden gegen ihn. Können wir doch heute noch so leicht uns stoßen an dem, was doch nur seine Liebe thut! Ja, sie ist auch uns zu hoch. Sie hat etwas Befremdliches für uns. So entfremdet sind wir dem Göttlichen, wir, die wir doch „göttlichen Geschlechtes" sind. O, wir ahnen etwas davon, was es gekostet haben muß, uns aus unserem Verderben zu erretten. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd' der Welt, erbarm dich unser!

[22. Betrachtung: Nichts kann Jesu Liebe töten.]

„Niemand hat größere Liebe." Das *sehen* wir, wenn wir Jesum am Kreuze leiden und sterben sehen.

Alles haben sie ihm genommen, Kraft und Schönheit, Freiheit und guten Namen, Freunde und Anhänger, selbst die Kleider, die seine Blöße deckten. Nun nehmen sie ihm auch das Leben. *Eins* aber können sie ihm *nicht* nehmen, seine Liebe, seine Liebe auch zu ihnen. O sie wollen es. Nichts lassen sie unversucht, die Glut

seiner Liebe bis auf den letzten Funken auszulöschen. Aber sie brennt weiter, sie lodert nur noch heller auf.

Ist nicht diese ganze Passionsgeschichte wie ein Kampf aufs äußerste, ein Kampf zwischen ihrem Haß und seiner Liebe? Ist es nicht, als wollte die Hölle all ihre Erfindungskunst erschöpfen, um Jesum dahin zu bringen, daß er wie überwunden rufen sollte: Sie treiben es zu arg, ich kann sie nicht mehr lieben? Dieser grauenvolle Verräterkuß, der dem Herrn wie der Stich einer giftigen Schlange sein mußte, bei dem man erschaudernd um sich schlägt; diese schändlichen falschen Zeugnisse vor dem Hohen Rat und vor Pilatus, da sie ihrem grundlosen tödlichen Hasse gegen Jesum noch das Ehrenkleid des Eifers für Gerechtigkeit und Gottes Ehre umhängen wollen; diese Faustschläge in sein Angesicht, diese Geißelhiebe, die seinen ganzen Körper zerfleischen, dieser Kranz aus stachelichten Dornen, den sie ihm aufs Haupt drücken; diese unsägliche Schmach, da sie ihn, den Halbnackten, Blutüberströmten, Angespienen, den zerfetzten Purpurmantel über seine Schultern geworfen, den alten Rohrstock in seine Hand gedrückt, hinausführen vor die gaffende Volksmenge, — sind das nicht alles mörderische Geschosse, gegen seine Liebe geschleudert, um sie zu vernichten? Aber siehe, kein Fluch, kein Wort des Zornes, kein Laut der Bitterkeit kommt über seine heiligen Lippen.

Sie werden sich gesagt haben: Warte nur! Wenn erst die Kreuzesnägel ihm durch die Hände und Füße getrieben werden, wenn er erst am Holz emporgerichtet wie ein Ausgestoßener zwischen Himmel und Erde schwebt, dann wird er schon den Mund aufthun, dann wird er schon schreien vor Wut, uns hassen und fluchen. Und ja, da thut er seinen Mund auf. Er richtet sein Angesicht zu Gott empor, er will beten. Um was anderes, als daß Gott über diese seine Mörder die vollen Schalen seines brennenden Zornes ausgieße? „Vater!“ beginnt er. Den herzbewegendsten Namen wählt er, um Gott gleichsam ins Herz hineinzugreifen, damit er diese Bitte nicht unerhört lasse. „Vater, vergib ihnen!“ Und als fürchtete er, es könnte zu groß erscheinen, was er gebeten, fügt er hinzu: „Denn sie wissen nicht, was sie thun“. Sie meinen, endlich liege seine Liebe zerschlagen am Boden; da steht sie wieder übergroß und übermächtig vor ihnen.

Sie ist dir doch nicht zu groß? O ja, wir können es uns gar nicht mehr vorstellen, daß er gegen diese verruchten Menschen noch wirkliche Liebe gefühlt habe. Darum hören wir gewöhnlich aus diesem seinem Gebete nichts weiter heraus, als daß er ihnen verziehen habe, wie auch sonst wohl ein guter Mensch bei seinem Sterben seinen Feinden verzeihen will. Aber es ist ja tausendmal mehr. Er vergibt und vergißt nicht ihre Bosheit wie einer, der keine Feindschaft mehr darum fühlt; nein, er kann diese seine Mörder nicht vergessen; er muß für sie zu seinem Vater flehen, um ihnen etwas Gutes zu verschaffen. Etwas Gutes? Nein, das Beste, das es in seinen Augen nur gibt, Vergebung ihrer Missethat und damit Gottes Gnade und das ewige, selige Leben. Mit diesen Bösewichtern möchte er einst in des Himmels Seligkeit ewig vereint sein. Will uns das nicht beinahe so vorkommen, als wäre er zu weit gegangen, als hätte er seine Ehre nicht gewahrt, als hätte er sich weggeworfen? Aber göttliche Liebe kennt keine höhere Ehre, als das Höchste auch denen zu geben, die nichts verdienet haben.

Aber noch wollen sie nichts von ihm. Haben sie seine Liebe noch nicht besiegen können, nun, so beginnen sie den furchtbaren Kampf von neuem. Daß sie jetzt, da er am Kreuze hängt, seines Todes sicher sind, ist ihnen nicht genug. Sie wollen ja nur deshalb ihn aus der Welt schaffen, weil seine Liebe nicht in diese Welt hineinpaßt. Sie wollen seine Liebe töten. Und noch sind ihre Waffen nicht alle verbraucht. Nun legen sie die scharfen, vergifteten Pfeile ihres Spottes auf den Bogen und zielen damit auf sein Herz. Zu einem Gesamtangriff vereinigt sich das ganze Heer. Juden und Heiden, Schriftgelehrte und das niedere Volk, fromme Pharisäer und gottlose Soldaten, selbst der Mörder am Kreuz zur Seite des Herrn will nicht zurückbleiben; sie alle wetteifern miteinander, wer unter ihnen die verletzendsten, witzigsten oder gemeinsten Hohnreden ersinnen kann. Aber wie die Sonne durch alles Geschrei auf Erden in ihrem stillen Laufe nicht aufgehalten werden kann, so können all diese bitteren Worte seiner Liebe nichts anhaben. An diesem Herzen prallen alle noch so spitzen und mit vollster Wucht geschleuderten Pfeile machtlos ab. Seine Liebe hat kein Wort der Erwiderung, weil sie weiß, daß jedes, auch das

liebevollste Wort aus seinem Munde sie nur noch mehr reizen würde. Mögen sie das deuten, als wisse er nichts zu erwidern, seine Liebe zu ihnen bringt es fertig, zu allem zu schweigen.

Doch nun redet er wieder. Der eine der Gekreuzigten hat seine Sünde im Gewissen gefühlt und fleht Jesum um Rettung an. Da ist es, als fühle der Herr gar nichts mehr von all seinen Qualen. Nur Frohlocken spricht aus seiner Antwort: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein". Wie der Durstige jubelt, wenn er endlich Wasser findet, den brennenden Durst zu stillen, so hat die Liebe Jesu danach gedürstet, einem Menschen zum ewigen Heile zu verhelfen; so jubelt seine Liebe, da sie endlich doch einen findet, dem sie ewige Güter schenken darf. Paradiesesfreude fühlt er in der Kreuzespein, weil er einem armen Sünder des Paradieses Thür öffnen kann.

Seine Feinde ermüden endlich in ihrem Kampfe. Sie wissen nichts mehr, womit sie seine Liebe morden könnten. Sie schleichen sich schließlich von Golgatha fort mit einem Gefühl tiefer Scham, wie nach einer verlorenen Schlacht, als Besiegte. „Sie schlugen an ihre Brust und kehrten wieder um." Sie haben das Gegenteil von dem erreicht, was sie wollten. Nicht ausgelöscht, nur angefacht haben sie die Glut seiner Liebe. Denn dieser ihr verzweifelter Kampf gegen die göttliche Liebe hat dem Herrn in furchtbarer Klarheit gezeigt, wie namenlos das Verderben ist, in das die Welt gesunken ist. Weicht der Arzt von dem Bette des so schwer Verwundeten, wenn dieser in seinem wilden Fieber wie wahnsinnig um sich schlägt, um den Helfer zu vertreiben? Ist ihm nicht gerade dieses Ankämpfen des Kranken gegen die Hilfe ein Beweis, wie schlimm es um den Armen steht? Spornt es ihn nicht noch mehr an, sich seiner zu erbarmen? Es kann die göttliche Liebe nur noch mehr anfachen, daß die Menschen gegen sie sich wehren, ja sie zu vernichten suchen. Denn das zeigt dem Herrn am Kreuz nur noch klarer, wie verloren, ewig unrettbar verloren wir sind, wenn nicht er uns rettet. Und darum, darum stirbt er so willig, ja mit Freuden.

„Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde." Wir sehen seine namenlose Liebe, wenn wir sehen, wie er leidet und stirbt; wir sehen sie am hellsten, wenn wir bedenken, daß er leidet und stirbt. Denn er läßt sein Leben,

läßt es „zu einer Bezahlung für die vielen“. Er hat gesagt: „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber“. Sie hätten ihn nie töten können, wenn er nicht sterben wollte. Und er wollte sterben für sie. Denn es gab keinen anderen Weg zu ihrer Rettung. Diese Geschöpfe, die so entartet sind, daß sie die Art ihres Vaters, göttliche Liebe, nicht mehr verstehen können, vermag nichts anderes zu retten als die sich opfernde göttliche Liebe selbst.

Nicht wollen wir das Geheimnis zu ergründen versuchen, wie sein Tod unser Leben sein konnte. Wir wollen uns nur die große Wahrheit zurufen: „Niemand hat größere Liebe“. Hast du Menschen, mit denen dich ein Band der Liebe verknüpft, fühlst du dich glücklich in dieser Liebe, o wisse, es gibt einen, der hat noch größere Liebe zu dir! Hast du keinen Menschen, der dich wirklich lieb hätte, fühlst du dich arm an Liebe, o wisse, es gibt einen, der dich liebt, wie kein Mensch dich lieben könnte! Bist du schon soweit gekommen, zu fühlen, daß aller Menschen Liebe nicht genug ist, weil kein Mensch uns aus unserem Sündenverderben erretten kann, o siehe, einer kann es, will es, hat es gethan. Ergreife die Liebe dessen, der sein Leben gelassen hat auch für dich! Rufe zu ihm: Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd' der Welt, erbarm dich unser!

Stille Woche.

Lasset euch versöhnen mit Gott!

[23. Betrachtung: Gott versöhnte die Welt mit ihm selber.]

2. Kor. 5, 19—21. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt,

denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott. Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Die stille Woche mit ihrem stillen Freitag ist gekommen. Möge es stille werden in unseren Herzen, stille von all den unruhigen Gedanken des alltäglichen Lebens! Wird man doch stille, wenn man einen Menschen sterben sieht, stille, wenn man an einer Leiche steht. Wir sollen im Geiste Jesum Christum sterben sehen; es soll uns sein, als stünden wir um seine Leiche her. Aus Ehrfurcht vor dem heiligen Toten soll alles in uns schweigen.

Doch noch mehr deshalb sollen wir stille werden, weil wir nur dann hören können, was er uns zu sagen hat. Ein Toter kann ja so eindringlich und erschütternd zu uns reden. Wie mancher Sohn, der alle Ermahnungen seines Vaters höhnend und trotzig von sich weisen konnte, ist zusammengebrochen, als er nun allein ans des Vater Sarge stand und auf die stillen Lippen starrte. Dieser fest geschlossene Mund sagte soviel zu ihm. Doch es muß auch erst stille im Herzen geworden sein, ehe es solch eines Toten Stimme vernehmen kann. Denn was ein Toter uns zu sagen hat, ist völlig anders als das, was das Leben mit all seinem Rennen und Jagen, seinem Fürchten und Hoffen, seinem Ringen und Streben uns zu sagen pflegt. Wenigstens für eine Weile muß das eine schweigen, wenn das andere gehört werden soll. Hast du schon jemals gehört, was der im Tode geschlossene Mund des Herrn Jesu zu dir sagt? Hast du ihn noch niemals dich um etwas bitten hören?

Wer aber mit rechter Stille im Geist auf Golgatha weilt, dessen Seele wird noch eine zweite Stimme hören müssen, die Stimme des unsichtbaren Gottes. Wohl schweigt der große Gott im Himmel an jenem Karfreitage äußerlich ganz und gar, bis der Sohn sein Haupt im Tode geneigt hat. Aber eben daß er so schweigt, daß er all das Furchtbare geschehen läßt, als wenn es ihm recht wäre, das ist wie ein Reden, wie eine ergreifende Ermahnung an uns.

Noch eine dritte Stimme sollen wir unter dem Kreuz auf Golgatha hören. Es ist eine große Schar aus vielen Völkern und Zungen, aus allen Ständen und allen Lebensaltern, aus allen

Jahrhunderten, seitdem er starb am Kreuz. Es ist die Menge derer, welche selig unter dem Kreuze knien, weil sie die Weisung des Vaters und des Sohnes gehört und befolgt haben. Kennt ihr sie nicht, diese von allen Seiten her erschallende und doch einstimmige Mahnung des stillen Freitages? Sie lautet: **Lasset euch versöhnen mit Gott!** Wir schauen die an, die zu uns reden, und hören ihre Mahnung; wir schauen uns an, zu denen sie reden, und hören unsere Antwort.

Unter allen Tagen, welche die Welt gesehen hat, ist kein anderer so dunkel gewesen, wie jener Karfreitag. Wohl haben viele furchtbare Dinge auf Erden geschehen dürfen. Aber was ist das alles gegen das, was an jenem Tage geschehen durfte! Daß die Menschen den Einen, „welcher von keiner Sünde wußte", haben binden und geißeln und mit Dornen krönen, verspotten und verspeien, an ein Kreuz nageln und morden dürfen, daß Gott im Himmel zu dem allen schweigt, als wollte er seine Einwilligung dazu erteilen, das ist das dunkelste aller Rätsel. Wer es lösen will ohne den Schlüssel, den uns Jesus Christus selbst und seine Apostel gereicht haben, dem kann nichts anderes übrig bleiben als der Gewaltstreich, die geschichtlichen Thatsachen nicht stehen zu lassen und aus dem, der da leidet und stirbt, einen anderen zu machen, als er gewesen ist. Willst du das unbegreifliche Schweigen Gottes zu jener furchtbaren Frevelthat verstehen, dies ist die Lösung: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu."

Dem Anscheine nach haben die Menschen an jenem Tage thun können, was sie wollten, in Wahrheit hat Gott gethan, was er wollte; hat es gethan dadurch, daß er die Menschen thun ließ, was sie wollten. So wende deine Augen ab von der Menschen Frevelthat und schaue an Gottes Wunderthat! Wozu that er das Unglaubliche? „Er versöhnte die Welt mit ihm selber."

Um eine Versöhnung handelt es sich auf Golgatha, um Versöhnung zwischen Gott und der Welt. Es war kein Friede zwischen Gott und den Menschen. Ob sie es wußten, was thut es zur Sache! Sie hätten es wissen können. Denn er hat sie genug geschlagen, um sie fühlen zu lassen, wie es zwischen ihm und ihnen stehe, geschlagen mit tausendfachen Leiden und mit grausigem Tode.

Wenn sie trotz alledem nicht wußten, daß Gottes heiliges Auge mit Unwillen auf die Welt blickt, so waren sie unwissend gegen ihr eigen Gewissen. Denn der Mensch fühlt es klar genug, daß diese Schläge, unter denen wir stöhnen, nicht das Normale für den Menschen sein können, sondern etwas Widernatürliches sind.

Es war kein Friede zwischen Gott und der Welt. Aber wie sollte es zu einer Versöhnung kommen? Die Menschen mußten wieder gut machen, womit sie den heiligen Gott beleidigt hatten. Aber wie sollten sie wieder gut machen, die nur alles böse machen konnten? Die Menschen mußten zu ihm kommen und unter heißen Thränen ihn anflehen, daß er sich mit ihnen versöhne. Aber sie kamen nicht. Wie soll es denn zu einer Versöhnung kommen?

O Wunderpredigt des Karfreitages: Gott versöhnte die Welt mit ihm selber! Gott, der beleidigte König, — er thut den ersten Schritt; er kommt seinen Unterthanen, den Empörern, entgegen; er bietet uns seine Hand. Wir können nicht erst fragen, wie ihm das möglich war; wir wissen nur, es sind Gott Dinge möglich, die uns erbärmlichen Menschen niemals möglich sind; er ist größer als unser Herz. Wir können nicht erst fragen, wie er, der Heilige und Gerechte, das thun durfte; wir wissen nur, was der Apostel sagt: Er hat den Herrn Jesum Christum, welcher von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht. Nein, wir wollen nur das eine uns ins Herz schreiben: Gott macht die Versöhnung möglich, Gott trägt uns die Versöhnung an. Gott streckt auch dir, o Mensch, die Hand zur Versöhnung entgegen.

Dann schweigt er. Aber ist dir nicht dieses Schweigen ein lautes Reden? Lasset euch versöhnen mit Gott! Kannst du diese Gotteshand zurückstoßen? Kannst du gleichgültig an ihr vorübergehen?

Wehe allen, die dazu imstande sind! Denn von Christi Reden und von unserem Reden schreibt der Apostel: Wir bitten euch; aber von Gott: „Er vermahnt durch uns.“ Eine Vermahnung schließt immer eine Drohung in sich. Wehe, wenn Gott umsonst über dem Kreuze seines Sohnes mahnt: Lasset euch versöhnen mit mir! Kann denn der König, welcher seinem schuldigen Unterthan entgegengekommen ist und die Hand zur Versöhnung gereicht hat, kann er anders, als sich in flammendem Zorn von ihm abwenden

und nur noch Gerechtigkeit gegen ihn walten lassen, wenn seine Hand nicht angenommen wird? Kann der Gott, welcher das Unglaublichste gethan hat, damit es zu einer Versöhnung zwischen ihm und uns käme, kann er anders, als die ewige Gerechtigkeit allein walten lassen gegen alle, welche wer weiß was für elende Ausflüchte gesucht haben, um nur einer Versöhnung mit Gott aus dem Wege zu gehen? Wird nicht dieselbe Hand sich einst furchtbar gegen uns erheben müssen und uns auf ewig aus seiner Nähe fortweisen, dahin wo der ewige Tod herrscht über alle seine Feinde! O lasset euch versöhnen mit Gott!

Du fragst: Was soll ich denn thun? Auf deine Knie sollst du sinken vor diesem Gott und sollst zu ihm flehen: Herr, ich wage es, deine Gnadenhand zu ergreifen. Herr rechne mir nicht zu, was ich gegen dich gesündigt habe. Laß es mit aller Feindschaft zwischen mir und dir aus sein auf ewig. Sei du mir wieder ein gnadenreicher Gott und laß mich dein versöhntes Kind sein. An dem Kreuze deines Sohnes, den du auch für mich zur Sünde gemacht hast, rufe ich Sünder, bis du mich erhört hast und ich es weiß: Ich habe Frieden mit Gott durch Jesum Christum meinen Herrn.

[24. Betrachtung: Die Karfreitagsmahnung des Versöhners und der Versöhnten.]

Wir blicken zu ihm hinauf, der da vor uns hängt am Kreuz, so bleich, so blutbedeckt. Wir sehen die unaussprechliche Qual seines Leibes: Hände und Füße von den Nägeln durchbohrt, der von Geißelhieben zerfleischte Rücken an das rauhe Holz gepreßt, auf dem Haupte die zusammengeflochtenen Dornenzweige, ihre Stacheln in seine Stirn hineingedrückt. Aber was ist das gegen die Qual seiner Seele, da er „für uns zur Sünde gemacht" ward!

Als wenn ein Vater seinem ertrinkenden Kinde in den reißenden Strom nachgesprungen ist. Er hat das Kind erfaßt, er hält es fest umschlungen. Aber die Strömung ist zu wild, sie reißt ihn

mit sich fort, sie will ihn in die Tiefe ziehen. Wie ergreifend klingt sein Klageruf: Hilfe, Hilfe, ich versinke! Doch nun hat er Boden gefunden, er kann das Ufer gewinnen. Wie ergreifend klingt sein Jubelruf: Endlich, endlich, Gott sei gelobt! So ruft der am Kreuze hängende Jesus die erschütternde Klage zum Himmel hinauf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Die Fluten, welche seine Seele umbrausen, sind zu wild; von Gott selbst muß er sich verlassen fühlen; seine Seele meint, in der schwarzen Tiefe zu versinken. Doch nun ist es überstanden. Nun der ergreifende Jubelruf: „Es ist vollbracht“! Endlich, endlich, Gott sei gelobt! Seine Seele jauchzt, daß es nicht umsonst gewesen ist. Die Welt ist nun mit Gott versöhnt! Sie alle, alle die armen Menschenkinder können selige Gotteskinder werden.

Er neigt das Haupt im Tode. Es wird still auf Golgatha. Doch nicht auch für dein Herz? Kannst du den also Gestorbenen, kannst du diese stille Leiche ansehen, ohne noch eine herzbewegende Bitte von seinen bleichen Lippen zu hören, die Bitte: O Brüder, laßt euch doch versöhnen mit Gott? Was er gethan hat, damit du versöhnt werden könntest mit Gott, hilft dir nichts, wenn nun nicht du das eine Große thust, wodurch die Versöhnung dein wird, wenn du nicht mit zitternder Demut und dankbarer Freude die Gnadenhand Gottes ergreifst. Soll denn Jesus Christus umsonst die Qual der Gottverlassenheit erduldet haben, soll er zu früh gejubelt haben: Es ist vollbracht? Soll er von seinem Leiden sagen müssen: Es war verschwendet; soll er von der Freude über die vollbrachte Erlösung sagen müssen: Ich habe mich getäuscht? Fürwahr, ich möchte einst nach dem Tode nicht ihn sehen, der für mich am Kreuze zur Sünde gemacht ist, ich müßte vor dem bloßen Anblick seiner Wundenmale wie vernichtet und verflucht dastehen, wenn ich nicht mit ganzer Seele die von ihm erworbene Versöhnung angenommen hätte.

Wo aber auf der Erde Menschen dahin gekommen sind, sich der Versöhnung mit Gott zu freuen, da können sie nicht anders, sie möchten der ganzen Welt immer wieder die Bitte zurufen: Lasset euch versöhnen mit Gott. Wohl sind unter ihnen manche, die da zaghaft meinen, aus ihrem Munde würde solch Bitten nur umsonst sein, vielleicht gar schaden, die darum lieber schweigen. Aber in ihrem

Herzen lebt doch diese Sehnsucht wie ein brennendes Verlangen: O daß sie alle hätten, was ich gefunden habe!

Und es *soll* gehört werden auf Erden. Gott will es. „Er hat unter uns aufgerichtet das Wort der Versöhnung.“ Was sie alle, die da im Glauben mit Gott versöhnt sind, was sie alle gleich dem Vater und dem Sohne begehren, das soll als ihrer aller Mund im Auftrage Gottes und Christi das Predigtamt hineinrufen in die Welt, damit keiner sagen könne: Ich habe es nicht gewußt. Wohlan denn, lasset es uns bezeugen als das Wissen all derer, die allein darum wissen können, weil sie es versucht und erfahren haben: Es sind nicht Worte, es ist nicht bloße Redensart, wenn von einer Versöhnung zwischen uns und Gott geredet wird; es ist eine Realität, eine zu erfahrende Thatsache. Und es ist eine so herrliche, selige Thatsache, daß wer sie kennt, nicht begreifen kann, wie andere das Leben ohne sie ertragen. Denn wer den ewigen, allmächtigen, allgegenwärtigen Gott zu seinem Freunde hat, dem wird diese Thatsache der Mittelpunkt seines Lebens, von dem aus alles neu werden muß. Daß er mit Gott versöhnt ist, versöhnt ihn mit *allem*, auch mit dem, was anderen nur Grauen und Entsetzen erregt, versöhnt ihn mit Leiden und Not, ja mit dem Tod. Denn seitdem die Feindschaft mit Gott aus unserem Leben hinweggethan ist, ist auch all das, was uns früher Zeugnis von diesem Unwillen Gottes über uns war, verwandelt. So wahr nun Gott unser Freund voll Liebe und Güte ist, so wahr ist nun alles, was uns von ihm kommt, vielleicht bittere Arzenei, aber Arzenei aus der Hand des lieben, treuen Vaters und darum heilsam für Zeit und Ewigkeit.

Oder sollten solche Gedanken nur Einbildung sein? Nein, die klaren Thatsachen unseres Lebens beweisen, daß sie Wahrheit sind. Wir sehen so oft, wie er unser Leben mit wunderbarer Güte und Treue leitet, wenn auch durch Nacht, so doch immer zum Licht. Fragt die alle, welche wirklich einmal den großen Schritt gethan haben, sich mit Gott versöhnen zu lassen, fragt von ihnen wen ihr wollt, — nicht einer wird antworten, er sei betrogen, er habe nicht gefunden, was er gesucht. Sie alle werden dem Amte, das die Versöhnung predigt, zufallen und werden mit Gott vom Himmel und mit Christo vom Kreuze zusammenstimmend bitten: Lasset euch versöhnen mit Gott!

[25. Betrachtung: Wie antwortest du auf die Karfreitagsmahnung?]

Warum wird die freundliche, verheißungsvolle Mahnung des Karfreitags nicht von allen befolgt? Antworte, o Christ, warum hast du dich noch nicht versöhnen lassen mit Gott?

Du sagst: Ich bedarf keiner Versöhnung mit Gott; ich wüßte nicht, daß mir etwas fehlte; ich bin im reinen mit meinem Gott. Es sind große Unterschiede unter denen, die so denken. Der eine meint, es stehe vollständig wohl mit ihm, weil er doch zur Kirche, zum Abendmahl komme, weil er bete und nichts Böses thue. Der andere denkt, ihm fehle nichts, obwohl er das alles nicht thut.

Aber der Karfreitag läßt uns nicht hingehen mit solcher Antwort. Du bist im reinen mit deinem Gott? Ja, mit deinem Gott. Was für ein Gott ist das? Ist es der Gott, welcher in Christo war und die Welt mit ihm selber versöhnte? Der Gott, welcher am Karfreitage nicht nur seine unendliche Liebe und Erbarmung uns bewiesen hat, sondern auch seine unwandelbare Heiligkeit und Gerechtigkeit, welcher nicht vergeben konnte, wie er doch wollte, ohne auch zu richten, ohne seinem heiligen Zorn über die Sünde das ewige Denkmal des Kreuzes auf Golgatha zu setzen? Mit dem Gott sollen wir uns versöhnen. Es ist nicht schwer, mit einem Gott ins reine zu kommen, mit einem Bilde, das wir uns selbst erdacht haben, mit einem Gott, der nicht mehr fordert als ein wenig Kirchgehen oder Abendmahlsbesuch oder Händefalten, mit einem Gott, der viel zu gut, viel zu erbärmlich ist, als daß jede, auch die kleinste Sünde, seinen heiligen Zorn erregte. Stoße ihn vom Thron deines Herzens, den Gott, den du dir selber gemacht hast. Er ist kein Gott. Er wird dich früher oder später elend im Stiche lassen. Schaue dem einen lebendigen Gott ins Auge, dem, welcher am Karfreitage über der Leiche seines Sohnes dir die Hand bietet und mahnt: Laß dich versöhnen mit mir.

Woher kommt es doch, daß der Mensch so viele Schleichwege suchen kann, um nur nicht dieser Weisung zu folgen? Der Apostel sagt es uns: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit,

die vor Gott gilt". Gewiß, das fühlt jeder: Soll die Versöhnung mit Gott nicht eine Lüge sein, so muß auch alle Feindschaft gegen Gott von unserer Seite von Stund an aufhören, so müssen alle seine Feinde auch unsere Todfeinde sein. Wer aber ist sein Feind? Die Sünde ist es. So muß alle Sünde von uns gehaßt werden, wie er sie haßt. So muß unser ganzes Leben und Streben sein, daß wir gleichsam die leibhaftige „Gerechtigkeit werden, die vor ihm gilt". Mit seinem Könige sich versöhnen heißt sich ihm als Unterthan zu Füßen werfen. Mit Gott sich versöhnen heißt Gott dienen wollen allein.

Das ists, was Tausende nicht zu einer Versöhnung mit Gott kommen läßt. Sie geben die Schuld vielleicht ganz anderen Dingen, sie erklären vielleicht: Ich kann das nicht alles glauben. Was denn alles glauben? Nichts sollst du glauben, als was du längst weißt. Nichts sollst du glauben, als daß du keinen wahren Frieden hast mit dem lebendigen Gott, und daß in deinem Leben schwarze Punkte sind, die erst getilgt werden müssen, wenn Gott nicht mehr dein Gegner sein solle; nichts glauben, als daß du selbst nimmermehr diese dunklen Punkte hinwegschaffen kannst. Dann ergreife wie ein Ertrinkender das Seil, von dem du noch nicht weißt, ob es dich retten wird; ergreife es, weil du gerettet sein willst und doch keine andere Rettung weißt. So wirst du Versöhnung finden mit Gott und wirst nie mehr darüber klagen, daß man dir zu Schweres zu glauben zugemutet habe. Wem aber die Versöhnung mit Gott nicht soviel wert ist, um dafür mit seinen alten Neigungen zu brechen und ein neuer, vor Gott gerechter Mensch zu werden, der ist ihrer nicht wert.

Noch eine dritte Antwort hören wir, die Antwort: Ich habe schon Versöhnung mit Gott, darum bedarf ich ihrer nicht mehr. Sollte wirklich jemand so sagen, so würde er damit nur beweisen, daß er in tiefstem Selbstbetrug befangen ist. Denn wer schon wirklich versöhnt ist mit Gott, gerade der wird immer wieder sich sehnen nach neuer Versöhnung. Vielleicht sind es alte Sünden, die wieder vor seine Seele getreten sind und ihm das Vaterauge Gottes als ein Richterauge erscheinen lassen. Vielleicht sind es neue Verschuldungen, die ihn wieder unsicher machen wollen, ob er in Gott nur einen gnädigen Vater hat. Vielleicht sind es überwundene Fehler, vielleicht

noch immer wieder sich zeigende Schwächen. Genug, er kann nicht leben ohne immer erneuerte Vergewisserung, daß er mit Gott versöhnt ist. Gerade weil er das selige Glück des Friedens mit Gott kennt, darum zittert er davor, es könnte ihm wieder gestört werden; darum will er es immer neu hören: Ich habe Frieden mit Gott durch meinen Herrn Jesum Christum. Und wenn Karfreitag wiederkehrt, so wirft er sich nochmals wieder mit all seiner Last vor dem Kreuze nieder und betet:

O Lamm Gottes unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet;
Allzeit erfunden geduldig, wie sehr du wurdest verachtet.
All Sünd hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen.
Erbarm dich unser, o Jesu.

Ostern.

Sehen und glauben.

[26. Betrachtung: Sehen oder glauben?]

Ev. Joh. 20, 24—29. Thomas aber, der Zwölfen einer, der da heißt Zwilling, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. Da sagten die anderen Jünger zu ihm: „Wir haben den Herrn gesehen". Er aber sprach zu ihnen: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben". Und über acht Tage waren abermal seine Jünger darinnen und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Thüren verschlossen waren, und tritt mitten ein und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Welch ein Gegensatz: Hier die Jünger mit ihrem Jubel: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!"; dort dieser Thomas mit seinem düstern: „Ich will's nicht glauben"! Hier das volle Osterfestgeläute und die hellen Ostergesänge: „Christ ist erstanden von der Marter alle, des sollen wir alle froh sein, Christus will unser Trost sein, Halleluja!"; dort die Menge derer, die antworten: Die Botschaft hört' ich wohl, doch ach, mir fehlt der Glaube! Wie zu jenem Thomas, so tritt auch heute zu diesen Ungläubigen der Auferstandene und spricht: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben"! Damit spricht er freilich eine Wahrheit aus, die gerade unserer Zeit unfaßbar ist, ja Thorheit zu sein scheint. Seligkeit nennt er das Glauben. Und doch ist es Unzähligen mitten in der Christenheit widerwärtig. Hinlocken zum Glauben möchte er mit jenem Wort. Und doch ist gerade dieses Wort vielen unerträglich, stößt sie nur zurück. Wie ist das möglich? Sie müssen gar nicht verstehen, was Glaube und was Seligkeit ist. Nehmen wir des Auferstandenen Mahnung zu Herzen!

Sehen und glauben stellt der Herr neben einander und lehrt uns: Das Ziel ist: Nicht sehen und doch glauben; aber der Weg dahin ist: Sehen und dann glauben.

„Sehen" — was ist damit gemeint? Gesehen hat man das, was man mit den natürlichen Sinnen wahrgenommen hat, mit den Augen, mit den Ohren, mit den Händen oder wie auch sonst; ebenso alles, was man mit der natürlichen Vernunft eingesehen hat. Das alles ist gemeint, dessen wir auf natürlichem Wege gewiß werden können. Was Wunder, daß gerade unsere Zeit das Sehen zur Parole erhoben hat! Sie hat so unendlich viel Neues gesehen; wie vieles entdeckt, das man früher für unmöglich hielt; wie vieles als Irrtum erkannt, das man bisher für richtig hielt. Sie weiß auch, daß sie noch lange nicht am Ende des Findens durchs Sehen angekommen ist. Beständig schärft sie durch neue Instrumente ihre Sinne, alle Tage sieht sie Neues. Ein Jubel geht durch unsere Zeit, ein Jubel über all dies Sehen. Darüber ist den Menschen unserer Tage das andere wertlos geworden, das Glauben. Laut verkünden sie als ihre Losung: Nicht glauben, sondern sehen! Was wir nicht sehen, das glauben wir auch nicht! Und sie — sie sehen keinen Gott, keinen Sohn Gottes, keinen Geist Gottes; sie sehen keine lebendige Seele,

keinen ewigen Geist; sie sehen kein Gericht, keine Ewigkeit. Darum ist es auch nicht da für sie.

Wir wundern uns nicht. Hören wir doch heute von einem Jünger des Herrn Jesu Christi, von einem der auserwählten zwölf Apostel berichten, der wenigstens in einer Beziehung redet wie unsere Zeit. Der Herr ist auferstanden. Wir haben ihn gesehen, so sagen seine Freunde. Er schüttelt den Kopf und antwortet: Ich glaube es nicht. Ihr habt ihn *gesehen*? Aber ich weiß, daß man sich auch *versehen* kann. War ers wirklich? Er, dem sie am Kreuz die Nägel durch die Hände getrieben, dessen Seite sie mit dem Speer durchstochen haben? Ich muß erst in seinen Händen *sehen* die Nägelmale! Doch nein, auch das könnte Täuschung sein. Ich muß auch fühlen. Ich muß mit meinen eigenen Fingern fühlen, daß da noch die Narben in seinen Händen und in seiner Seite sind! Dann erst ist es ein zuverlässiges Sehen. Und nur, was ich zuverlässig sehe, glaube ich!

So unsere Zeit. Und da wagt der Herr zu sagen: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben"? Unerträgliches Wort! ruft die Welt; wie kann man von uns verlangen, wir sollten glauben, ohne zu sehen? wohl gar das Gegenteil von dem glauben, was wir sehen?

Ja, *so* hat man dies Wort des Herrn verstanden. Nicht nur Feinde des Christentums, sondern auch solche, die andere für das Christentum gewinnen, andere zum Glauben bewegen wollten. *Das* hat man als die erste Bedingung hingestellt: Wer zum Glauben kommen will, der muß seine beiden Augen schließen, um nicht mehr zu sehen, was er sieht; der muß alles Denken und Prüfen aufgeben, er muß blind glauben, schweigend sich auch dem unterwerfen, was er für unmöglich hält. *Das* hat man schon gefordert und hat alle verdammt, denen *das* zu schwer wurde, und hat den Glauben, dem die Schrift die Seligkeit zuspricht, zu haben gemeint, wenn man *das* geleistet hatte.

Gott sei gelobt, daß dieses Wort des Herrn nichts derartiges sagt, daß die heilige Schrift so etwas nicht fordert! Wie? *So* soll man zum Glauben kommen, daß man blind nachspricht, was vorgesprochen wird? Aber ist denn nicht „der Glaube eine gewisse Zuversicht und ein Nichtzweifeln" (Hebr. 11, 1)? Lesen wir nicht

auch für „ich glaube“ die Ausdrücke „ich bin gewiß“, „ich weiß“ (Röm. 4, 21; 8, 28. 38; Hiob 19, 25)? Wird denn nicht gesagt, man solle „von ganzem Herzen“ glauben (Apostelg. 8, 37; Röm. 10, 9)? Kann ich denn eine gewisse Zuversicht haben, kann ich *gewiß* sein, kann ich wissen, kann ich mit meinem ganzen Herzen umfassen, was ich im Widerspruch gegen mein Sehen und meinen Verstand blind angenommen habe? Und *wem* sollte man so glauben? Jedem, der da behauptet, er rede die Wahrheit? Aber wenn er nun die Unwahrheit redet? Soll man auch der Lüge sich schweigend unterwerfen? Warnt denn nicht der Herr so ernst vor den falschen Propheten? Sagt er nicht: „Sehet euch vor“ (Matth. 7, 15)? Also, *sehen* sollen wir. Nennt er uns nicht, woran wir die Lügenpropheten „erkennen“ können? Also, *erkennen* sollen wir, prüfen, nachdenken. Oder meinst du, wenn uns die *Wahrheit* gesagt werde, *dann* müßten wir doch einfach „ja, ja“ dazu sagen? Aber *das* ist noch nicht der Glaube, den die heilige Schrift preist. Wenn du alles, was Gottes Wort lehrt, stehen ließest, ja alles richtig hersagen und richtig darstellen könntest, das allein ist noch kein Glaube. Denn Glaube ist eine persönliche, feste, lebendige Überzeugung unseres Herzens, also daß wir dabei bleiben, ob auch die ganze Welt unserem Glauben widerspräche und uns ihrer Meinung unterwerfen wollte.

Es ist wohl notwendig, das bestimmt und scharf auszusprechen. Nicht allein um derer willen, die sich nur einbilden, Glauben zu haben, sondern auch um derer willen, welche den Glauben hassen oder verachten, weil er ihnen falsch gemalt worden ist. Ist jemand so irre geleitet, so sei er um Gottes willen um Verzeihung gebeten, damit er nicht das Christentum deshalb verwerfe, weil es ihm nicht in seiner Reinheit und Klarheit gezeigt ist. Nein, dieses Wort des Herrn sagt nichts davon, wie du zum Glauben *kommen* sollst. Es sagt nicht: Ich verlange von jedem, nicht zu sehen und doch zu glauben! Es stellt überhaupt gar keine *Forderung* auf. Sondern es spricht eine *Verheißung* aus. Es zeigt uns das selige *Ziel*, dahin wir gelangen können und sollen. Es sagt: Ihr werdet *selig*, glückselig sein, wenn ihr erst das vermöget, zu glauben ohne zu sehen, wenn ihr sogar gegen alles scheinbar Widersprechende an eurem Glauben mit fester Zuversicht im Herzen

festhalten könnt. Es ist noch nicht jeder soweit. Darum ist noch nicht jeder ein glückseliger Mensch. Aber so gewiß der Herr jedem die Seligkeit zugedacht hat, so gewiß kannst auch du noch das Selige lernen, nicht sehen und doch glauben.

[27. Betrachtung: Nicht sehen und doch glauben!]

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!" Das soll uns als lockendes Ziel vor Augen stehen. Wir rufen es vor allem denen zu, die nicht glauben, sondern nur sehen wollen.

Thomas spricht es mit einem gewissen Stolz: Ich glaube nur, was ich evident sehe. Er blickt verächtlich auf seine Freunde herab, die so leichtgläubig sind. Er fühlt sich über sie erhaben. Der Herr aber blickt ihn voll Erbarmen an: Armer Thomas! Du dünkst dich reich und bist noch arm. Du freuest dich, nicht so beschränkt zu sein wie die anderen, und du bist noch weit zurück. Selig wirst du erst dann sein, wenn du glauben kannst ohne zu sehen.

Der Herr ruft es allen zu, die dem Thomas gleichen. Es gibt Wahrheiten, die da sind, auch wenn niemand sie weiß. So war Christus auferstanden von den Toten, als in der Osterfrühe noch kein Mensch davon wußte. Es gibt Dinge, die wirklich sind, auch wenn du sie nicht siehst. Und das sind die Dinge, von denen unser eigentliches, wesentliches Ergehen in Zeit und Ewigkeit abhängt. Erst wenn du dieser unsichtbaren Realitäten im Glauben gewiß geworden bist, so gewiß, daß du sie unentwegt festhältst, ohne etwas davon zu sehen, erst dann bist du glückselig zu nennen. Vielleicht denkst du hierüber ganz anders. Vielleicht fühlst du dich ganz wohl ohne solchen Glauben. O, du weißt nur nicht, wie selig ein Mensch auch schon in diesem Leben sein kann. Der von Geburt an Blinde weiß nicht, wie glückselig er sein würde, wenn er das Augenlicht hätte. Wir sehen solch ein blindes Kind so heiter und froh spielen, und es schneidet uns tief ins Herz, daß es so gar nicht weiß, was ihm fehlt. Doch wir schweigen. Wozu sollten wir es beunruhigen, da es doch nicht sehende Augen bekommen kann! Die

aber, deren geistiges Auge nicht sehen kann, können noch den seligen Glauben erlangen. Darum können wir vor ihnen nicht schweigen, ob sie gleich nicht ahnen, was ihnen fehlt, ja stolz sind, weil sie nicht glauben können. Darum bezeugen wir ihnen: Selig werdet ihr erst dann sein, wenn ihr glauben könnt ohne zu sehen. Mögt ihr das für unmöglich halten, daß ein verständiger, gebildeter Mann glauben kann ohne zu sehen, mögt ihr alle die für zurückgeblieben, für Thoren halten, die das zu können behaupten, — eins sollt ihr wissen: Nicht eher ist der Mensch glückselig, nicht eher hat Herz und Gewissen wirklichen Frieden gefunden.

Wir wollen es auch denen zurufen, die da glauben, aber doch auch so gern noch sehen möchten. O nicht wahr, immer wieder verlangt unser Herz mit heißer Inbrunst nach dem Sehen. Wie glücklich sind wir, wenn wir einmal haben sehen dürfen, daß der Herr gnädig und wunderbar das Bitten seiner Kinder erhört! Vielleicht ist es gar nicht seine Gabe, was uns so froh macht. Wir hatten etwa nicht für uns selbst, sondern für einen anderen etwas erbeten. Aber daß wir zu sehen bekamen, was wir glauben: „Er höret ihr Schreien", — das macht uns so selig. Oder wenn wir einmal sehen dürfen, daß Gott noch König ist auf Erden; wenn er Gottlose hineinfallen läßt in das Netz, das sie einem Frommen gelegt hatten; wenn er die Nebel, die über einem Frevel lagern, so wunderbar zerreißt, daß dem schlauen Verbrecher keine Ausflucht mehr bleibt; wenn er die Feinde seines Namens mit ihren Plänen und ihrer Macht zu schanden werden läßt, daß seine Wahrheit, der man schon das Grab gegraben und die Leichenrede gehalten hatte, neu wieder leben und siegen muß, — das ist uns über alles köstlich. Oder denken wir an jene Tage nach Ostern! Ein Lied spricht die Sehnsucht aus, daß auch wir hätten sehen können, was die ersten Jünger sahen: „O daß ich hätte mit empfunden die Freude, da der Engel kam und nun nach bangen Trauerstunden die Jüngerschar das Wort vernahm: Sucht nicht im Grabe Jesum Christ, der von dem Tod erstanden ist!" bis zu dem Sehen des Thomas: „O daß ich hätte mit gestanden, als ihn umschloß die treue Schar und Seit' und Wunden wiederfanden sein Bild, so wie's im Herzen war, und Thomas rief voll Heilsbegier: Mein Herr und Gott, ich glaube dir!" Gewiß wird jeder

Jünger des Herrn etwas von dieser Sehnsucht kennen. Denn wie schwer wird es uns, ohne zu sehen doch zu glauben! Wie tief kann es uns niederdrücken, wenn wir solches sehen müssen, das uns wie hohnlachend zuruft: „Wo ist denn nun dein Gott? Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit?“

Der Herr aber redet anders: Glückselig, beneidenswert reich ist der, welcher nicht mehr zu sehen braucht, vielmehr auch dem Sichtbaren Trotz bietend glauben kann! Denn was heißt in Wirklichkeit „glauben“? Mit seinem ganzen Herzen auf den Herrn vertrauen, seine feste Zuversicht setzen auf des Herrn Macht und des Herrn Gnade. Wer glaubt, der hat die Allmacht und die Liebe mit seiner Hand erfaßt. Der stehet auf Gott wie auf einem Felsen, der nicht wanken kann. Der „ist Gottes mächtig“, wie Luther es genannt hat. Und das, das ist Seligkeit. Wenn wir dagegen meinen, nicht glauben zu können ohne zu sehen? Dann ist eben unser Glaube noch sehr, sehr klein und schwach. Dann ist auch unsere Seligkeit noch sehr klein. Wer aber nicht siehet und doch glauben kann, der hat starken Glauben, also starke Seligkeit. Das ist das Höchste, Herrlichste, Gewaltigste, wenn im Herzen des Glaubens seliges Licht hell und sicher weiterleuchtet, obgleich um uns her nichts als schwarze Nacht zu lagern und wilder Sturm zu toben scheint.

Siehe den Thomas! Einst hat er geglaubt, sein ganzes Vertrauen auf den Herrn gesetzt. Wie selig war er damals, als er nicht daran zweifelte, daß Jesus sei „Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, und daß „alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“! Wie unselig fühlte er sich, als dieser sein Glaube vor dem, was er am Karfreitage sehen mußte, zusammenbrach! Wie groß aber, wieviel größer noch als früher würde seine Seligkeit in jenen dunkeln Tagen gewesen sein, wenn er all dem, was er sah, zum Trotz seinen Glauben hätte festhalten können! Dann hörte er etwa unter den Fenstern des hohepriesterlichen Palastes stehend das laute Geschrei: „Er hat Gott gelästert. Denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht. Er ist des Todes schuldig“; er aber konnte das Urteil des Hohenrates verachten und fröhlich dabei bleiben: Er ist dennoch Gottes Sohn, und sie werden ihn noch sitzen sehen zur Rechten der Majestät und kommen in den Wolken des Himmels! Dann sah er etwa den mit

Dornen Gekrönten und mit dem Purpurmantel Verhöhnten und hörte das wilde Gebrüll des ganzen Volkes: Kreuzige, kreuzige ihn! er aber konnte ihrer Wut die Gewißheit entgegensetzen: Niemand hat Macht, ihm das Leben zu nehmen. Dürfen sie doch ihn kreuzigen, so *will* er sterben. Und was er will, das ist das Beste! Dann stand er etwa auf Golgatha und sahe, wie der Herr das Haupt im Sterben neigte und die Todesblässe sich über ihn breitete. Er aber wußte, daß auf diese finstere Nacht ein heller, wonniger Sonnenaufgang folgen werde. Dann sah er ihn ins Grab hineintragen und den Stein davor wälzen. Er aber konnte jubeln: Gott wird seine Seele nicht im Tode lassen, noch zugeben, daß sein Heiliger die Verwesung sehe! Und die nächsten Tage hätte er in seligster Freude und höchster Erwartung zugebracht, jeden Augenblick der Botschaft gewärtig: Er ist auferstanden von den Toten! Ja, das ist das Seligste auf Erden: Nicht sehen und doch glauben. O daß wir alle es lernten!

[28. Betrachtung: Sehen und dann glauben!]

Wie heißt der Weg zum Glauben auch ohne Sehen? Ist es nicht wunderbar, was Thomas erlebt hat? Der Herr *spricht* zu ihm: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben", aber er *handelt* ganz anders, als man danach erwarten sollte. Er läßt doch den Thomas *sehen*. Er erscheint ihm, er zeigt ihm seine Hände und seine Seite, er fordert ihn auf, zu *fühlen*, wie er es verlangt hatte. Nein, er *erwartet* nicht von ihm einen blinden Glauben. In seinem Erbarmen möchte er ihm dazu helfen, daß er das Glauben ohne Sehen *lerne*. So führt er ihn den Weg: Sehen und dann glauben.

Lernen soll das Kind in der Schule, aus freier Hand ohne Linien zu schreiben. Aber kein Lehrer fordert das von dem Kinde, wenn es in die Schule eintritt. Er läßt es zuerst nach der Vorschrift und auf Linien schreiben. Ein Vater wünscht, daß sein Sohn ihm blind vertraut, auch dann, wenn er nichts von dem Vater oder dessen Liebe sieht. Aber er beginnt nicht mit solcher

Forderung. Zuerst läßt er den Knaben seine Liebe sehen, immer wieder, in verschiedenster Weise sehen, damit das Vertrauen geweckt und stark werde. Ist der Sohn erst der Liebe des Vaters gewiß geworden, dann kann er an sie auch dann glauben, wenn er sie nicht sieht. So läßt der Herr den Thomas sehen, nicht nur ihn selbst und seine Wundenmale, sondern auch, daß er des Thomas Gedanken alle kennt, von seiner Forderung weiß, als hätte Thomas sie vor ihm ausgesprochen. Aber er sagt zugleich: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Denn er soll nicht meinen, der Herr müsse ihn allezeit sehen lassen. Nein, das Sehen soll nur eine Hilfe auf dem Wege zum vollen Glauben sein.

Diese Geschichte ist keine Ausnahme. Immer hat der Herr in seiner Güte so verfahren. Da er unter dem jüdischen Volk auftrat, hat er auch nur von einem Einzigen den Glauben gefordert, daß er mehr sei denn die anderen, der Heiland der Welt, der Sohn des lebendigen Gottes? Sie alle, die einzelnen wie die Volksmassen, hat er zuerst etwas sehen lassen, das sie zu dem Glauben hinleiten sollte. Sehen ließ er das Volk seine Wundermacht und sein Erbarmen, daß alle das Walten göttlicher Kräfte spürten; hören ließ er die Menge seine Worte des ewigen Lebens, daß jeder den unendlichen Abstand zwischen seiner göttlich „gewaltigen" Predigt und der armseligen menschlichen Art der Schriftgelehrten und Pharisäer fühlte. Was anderes als ein Sehen war es, wenn er den Nathanael, der ihm zum ersten Male begegnete, mit den Worten empfing: „Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist," und als dieser betroffen fragte: „Woher kennst du mich"? ihm antwortete: „Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum wareſt, sahe ich dich". Was anderes als ein Sehen war es, da er dem ihm bisher völlig unbekannten samaritischen Weibe am Jakobsbrunnen sagte: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann". „Herr, ich sehe", ruft das Weib, „ich sehe, daß du ein Prophet bist." Ja, ließ der Herr nicht sogar an dem finsterſten aller Tage, dem Karfreitage, alle noch genug und übergenug sehen? Sahe nicht der Verräter am Ölberge, daß Jesus alles wußte, da er zu ihm sagte: „Judas, verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?" Sahen nicht seine Häscher, daß sie ihn nicht gegen seinen Willen binden könnten, da

sie von seiner Hoheit getroffen zu Boden fielen, und da er dem Knechte des Hohenpriesters das abgeschlagene Ohr heilte? Sahen nicht die jüdischen Ratsherren seine Unschuld, da alle gegen ihn aufgebotenen Zeugen als Lügner erfunden wurden? Sahe nicht Pilatus, daß Jesum hinrichten lassen einen Mord begehen hieß, da alle Anklagen der Juden sich als unbegründet ergaben, und da sein Weib ihm sagen ließ: Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten? Sahen nicht Jesu Jünger, daß er selbst alles vorher gewußt und alles so gewollt hatte, da nun so genau geschah, was er ihnen so oft vorausgesagt hatte? Sahen nicht selbst seine Feinde, daß er nicht war wie die Menschen alle, da all ihr Wüten und all seine Qualen ihn nicht erregen konnten, da er aus tiefstem Herzen für sie betete? Sahen sie nicht, wie die Sonne ihren Schein verlor, wie der Vorhang im Tempel zerriß, wie aus seinem durchstochenen Herzen Blut und Wasser floß? Sahe nicht der römische Hauptmann aus der besonderen Art, wie Jesus starb: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch gewesen?

Oder sollte solches Sehen sich nicht vertragen mit der Forderung des Glaubens? Von dem, was man siehet, kann man ja nicht mehr sagen, daß man es glaube. Sehen und Glauben sind doch Gegensätze. Wie soll denn der Weg „sehen und dann glauben" heißen können? Nun freilich, Gott will keinen zur Seligkeit zwingen, denn eine erzwungene Seligkeit ist *keine* Seligkeit. Darum will auch Gott niemanden zum Glauben zwingen, denn erzwungener Glaube ist *kein* Glaube. Darum ist auch dieses Sehen, dadurch der Herr uns das Glauben erleichtern will, kein solches, das uns zum Glauben *zwänge*. Er weiß es so einzurichten, daß der Mensch doch noch frei sich selbst entschließen muß, ob er nicht doch im Unglauben verharren will. Er läßt uns *soviel* sehen, daß wir glauben *können*; er läßt uns *nicht* soviel sehen, daß wir glauben *müssen*. Neben dem, was uns zuruft: „Glaube!" steht anderes, das uns einredet: „Glaube nicht!" Es ist ein Irrtum zu meinen, Thomas habe wohl glauben *müssen*, da er den Auferstandenen mit seinen Augen sah, mit seinen Händen fühlte. Freilich, er *hat* nun geglaubt, ja, *er*, er konnte nun nicht anders als glauben. Aber andere an seiner Stelle würden *nicht* geglaubt haben. Von anderen steht geschrieben: „Sie werden nicht glauben,

ob jemand von den Toten auferstände". Ein Hannas, ein Kaiphas etwa würden, wenn sie nach Ostern Jesum lebendig gesehen hätten, noch immer eine Ausflucht gewußt, würden etwa gesagt haben: „So kann er gar nicht wirklich gestorben sein; er muß nur scheintot gewesen sein. Selbst der Hauptmann also hat sich einmal gründlich geirrt, da er berichtete, der Tod sei sicher eingetreten. Hätten sie diesem Gekreuzigten nur ebenso die Glieder zerschlagen, wie den beiden anderen; dann wäre es doch endlich aus gewesen mit dieser Geschichte. Man kann doch nicht vorsichtig genug sein."

So haben die einen durch das Sehen seiner Wunderthaten und das Hören seiner Wunderworte sich zum Glauben ziehen lassen; die anderen aber, ob sie gleich genau dasselbe sahen und hörten, sind nicht zum Glauben gekommen. Die einen haben von seiner Predigt gesagt: „Herr, du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes"; die anderen aber: „Das ist eine harte Rede. Wer kann die hören!" Die einen haben von seinen Thaten gesagt: „Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm"; die anderen dagegen: „Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den obersten der Teufel". Ja, sie haben die Wunderthaten seiner Liebe zur Bestärkung ihres Unglaubens gebraucht und auf Golgatha gespottet: „Er hat anderen geholfen und kann ihm selber nicht helfen".

Wie kann ein und dasselbe Sehen die einen zum Glauben führen, die anderen nicht? Gewiß, es ist auch manches zu sehen, das gleichsam vom Glauben uns zurückhalten will. So wird die verschiedene Entscheidung *möglich*. Aber warum hält sich der eine an das zum Glauben Hinleitende, der andere an das vom Glauben Zurückhaltende? Warum hätte ein Kaiphas doch nicht an Jesu Auferstehung geglaubt, auch wenn er ihn lebendig gesehen und gefühlt hätte? Warum glaubt Thomas sofort, da der Herr ihm dieses Sehen gewährt? Kaiphas *will* keinen lebendigen Jesus, nur der tote Jesus ist ihm lieb. Thomas sehnt sich nach dem Glauben; er weiß, er wäre selig, wenn er das glauben könnte, daß sein Herr wieder lebt. Darum macht ihm der Herr das Glauben möglich und läßt ihn sehen. Wessen Herz nach dem, was der Glaube verheißt, Verlangen trägt, Verlangen nach dem lebendigen

Gott, Verlangen nach einem Heiland, Verlangen nach Vergebung der Sünde, Verlangen nach heiligem Wandel, der kommt durch Sehen zum Glauben. Darum bedarf es freilich noch eines anderen auf dem Wege zum Glauben als jenes Sehens. Es muß das Herz fühlen lernen, wie elend es ist ohne das, was der Glaube hat. Dann aber läßt der Herr den Verlangenden auch nicht im Finstern, sondern zeigt ihm genug, daß er mit der Glaubenshand erfassen kann, was ihn selig macht, daß er in dieser Welt des Todes und der Sünde gleich Thomas an den lebendigen Herrn und Heiland sich anklammert, dankbar anbetend: „Mein Herr und mein Gott!“

[29. Betrachtung: Ihr habt nicht gewollt, nicht sehen gewollt!]

Unsere Zeit rechtfertigt ihren Unglauben mit ihrem Grundsatze: „Was ich nicht sehe, das glaube ich auch nicht!“ Wie? Sieht sie denn wirklich nichts? Nicht selten auch hört man die Klage: „Ich würde so gerne glauben, aber ich *kann* es nicht. Ja, wenn ich sehen würde, was die ersten Jünger zu sehen bekamen, dann könnte auch ich glauben“. Wie? Sahen denn jene Jünger wirklich soviel mehr als wir? Als einst der Herr die Tausende in der Wüste so wunderbar gespeist hatte, da erklärten viele, sie hätten noch nicht genug gesehen, um glauben zu können; nur wenn sie so etwas zu sehen bekämen, wie Moses die Kinder Israel sehen ließ, da er sie mit „Brot vom Himmel“ speiste, dann würden sie glauben können. Über das Wunder, das sie gesehen, sahen sie hinweg und forderten von dem Herrn ein klares „Zeichen, auf daß wir sehen und glauben“ (Joh. 6, 30. 31). So sehen wir hinweg über das alles, was uns zum Glauben hinzieht, und können meinen, anderen sei es leichter gemacht. Denn was alles diese anderen vom Glauben zurückhielt, das bedenken wir nicht. Wir beneiden die ersten Jünger, weil sie den Herrn von Angesicht zu Angesicht sehen und die heiligen Worte aus seinem Munde mit eigenen Ohren hören durften. Aber was für Anstoß das ihnen bereiten mußte, daß der, den sie als den Sohn des lebendigen Gottes erkennen

sollten, zu dem gehörte, was die Vornehmen als „den Pöbel“ bezeichneten; daß der, von dem sie alles für sich erwarten sollten, so total mittellos war, von Almosen leben mußte; daß der, den sie für den „König von Israel“ halten sollten, gerade von all denen, die am ehesten etwas davon verstanden, für einen Schwindler erklärt wurde; daß er, dem sie wie in blindem Vertrauen folgen sollten, so manches redete und that, was sie nur Wahnsinn nennen konnten, — das alles machen wir uns nicht klar. Wir meinen, Thomas habe soviel vor uns vorausgehabt, da er den Auferstandenen beschauen und betasten durfte. Darüber aber denken wir nicht nach, welch ein beispielloser Sturm gegen seinen Glauben gewütet hatte, was für glaubenvernichtende Gewalt das Furchtbare hatte, das am Karfreitage zu sehen war, daß wir alle wohl sicher gerufen hätten: „Nun glaube ich nie und nichts mehr. Und wenn Engel in Scharen vom Himmel kämen und mit Wundern und Zeichen zu mir redeten, kann ich doch nicht wieder glauben. Denn ich kann nicht wieder vergessen dieses schmachbedeckte, blutüberströmte, schmerzentstellte, erstarrte Angesicht mit seiner Totenfarbe, das ich für das Angesicht des Sohnes Gottes gehalten hatte. Mein Glaube ist tot bis auf die letzte Wurzelfaser.“ Gott läßt keinen zu viel und keinen zu wenig sehen. Weil jene Jünger so vieles sehen mußten, was gegen den Glauben sprach, darum auch so vieles, was für den Glauben sprach. Wenn wir die abstoßenden und die anziehenden Kräfte genau messen könnten, so würde sich zeigen, daß sie zwar in aller Menschen Leben verschieden und doch auch in jedem Leben einmal oder gar mehrmal einander gleich sind. Beklage dich nicht, als wäre dessen, was dich am Glauben hindert, zu viel, und dessen, was dich zum Glauben mahnt, zu wenig! Gewiß, wer nicht sehen will, kann seine Augen schließen. Aber dann soll er auch nicht über Dunkelheit klagen. O siehe mit festem Blick, was der Herr alles dich sehen läßt!

Und wenn jemand kaum irgend etwas von Christentum gelernt hätte und in gottloser Umgebung zu einem Gottesleugner geworden wäre, — er glaubt keiner Bibel mehr, er glaubt keiner Predigt mehr, glaubt keinem religiösen Menschen mehr; aber er sieht doch noch etwas, das seinem Unglauben ein leises „aber vielleicht?“ zuflüstert. Er glaubt nur Einem, der Welt der Schöpfung, dem,

was er in der Natur lieſt. Und da lieſt er, ſtolz erhoben, weil ſo viele noch einfältig das Gegenteil meinen, er lieſt, daß es keinen Gott gibt. Was man früher Gott nannte, das hat man jetzt als Naturgeſetze erkannt. Von ſelbſt entwickelt ſich das eine aus dem anderen. Wie? Iſt das alles, was er lieſt? Dann muß er eines ſchwachen Verſtandes ſein oder muß nicht alles ſehen wollen. Denn „Gottes ewige Kraft und Gottheit wird erſehen, ſo man des wahrnimmt, an der Schöpfung der Welt, alſo daß ſie keine Entſchuldigung haben“ (Röm. 1, 20). Unter den Beobachtungen, die man an der Natur machen kann, bleibt immer ein Reſt, der nicht in der Formel aufgeht: „Es iſt kein Gott“. Eine Anzahl von Gelehrten unterhielten ſich einſt über die Frage, ob alles in der Welt rein natürlich zugehe oder ob es auch Erſcheinungen gebe, welche ſich nicht auf mechaniſchem Wege erklären laſſen, welche auf einen denkenden und Zwecke verfolgenden Urheber und Leiter der Welt hindeuteten. Man konnte nicht leugnen, daß manches aller rein natürlichen Erklärung ſpotte. „Aber,“ ſo wurde erklärt, „wir geben die Hoffnung nicht auf, doch noch alles mechaniſch erklären zu können.“ Die Hoffnung! Zu ſehen, daß es mehr gibt als toten Mechanismus, und zu hoffen, daß man ſich nur verſehen habe, zu hoffen, daß es nichts iſt mit den Spuren eines über die Natur erhabenen Gottes! Wer da hofft, daß ſein Unglaube doch noch allein berechtigt ſein werde, der wird im Unglauben bleiben. Wer aber ſich ſehnt nach einem lebendigen Gott, der ein Herz hat für den Menſchen und die Macht hat über alle Geſetze der Natur, wer da dürſtet nach Gemeinſchaft mit dem, der derſelbe bleibt, ob auch alles Sichtbare ſich wandelt und vergeht, der hält ſich an ſeine Spuren und folgt ſeinen Fußſtapfen, bis er ihn ſelber findet.

Der Herr läßt ſich ſehen auch in der Geſchichte der Welt und ſeiner Kirche. Wie iſt man denn auf ſolche Sprichwörter verfallen, wie: „Gottes Mühlen mahlen langſam, mahlen aber trefflich klein“ oder „unrecht Gut gedeihet nicht“, „unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben“? Geſehen hat man, wie Gottes Mühlen mahlten, geſehen, wie mit Unrecht Erworbenes wunderbar zerrann. Es war freilich zuviel geſagt, wenn man behauptete: „Nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt doch an die Sonnen“. Denn wenn es ſo wäre, daß all

und jedes Böse von Gott ans Licht gezogen würde, so müßte die Welt ja an ihn glauben. Darum läßt er nicht alles schon auf Erden seinen Lohn finden. Aber doch auch so vieles und auch so sicher verborgenes und durch so wunderbares Zusammentreffen von scheinbar reinen Zufälligkeiten, daß wer sehen will, Gottes Hand wohl erkennen kann.

Oder wieviel magst du in deinem eigenen Leben gesehen haben? Vielleicht hattest du einen wahrhaft gottesfürchtigen Vater, eine fromme Mutter, einen gläubigen Lehrer. Hast du an denen nichts Besonderes gesehen? Hast du nicht gesehen, daß sie in ihrem Glauben etwas unendlich Großes besaßen, das allen anderen fehlt? Hast du sie leiden, hast du sie sterben gesehen? sie über Leid und Tod triumphieren gesehen? Ein ungläubiger Arzt mußte oft einen Mann besuchen, der unter entsetzlichen Schmerzen dem Tode entgegensiechte. Als er einst wieder den Kranken verließ, begegnete ihm vor der Thür der ihm wohlbekannte Prediger. „Wie ist es nur möglich," fragte der Arzt, „daß dieser Mann, der keine höhere Bildung besitzt, sein furchtbares Leiden mit solcher Seelenstärke trägt, daß nie ein Wort des Murrens oder auch nur des Klagens über seine Lippen kommt, daß er nur einen Wunsch zu haben scheint, den Seinigen möglichst wenig lästig zu fallen? Wie ist es zu begreifen, daß er mich eben so ruhig fragen konnte, wie lange er noch zu leben habe, und als ich ihm die Wahrheit nicht verschwieg, auch nicht die leiseste Spur von Erschrecken oder Angst an ihm zu bemerken war? Wenn er etwas von Plato gelesen hätte, könnte ich das verstehen. Aber nun?" Der Prediger antwortete: „Er hat wohl nichts von Plato gelesen, aber er kennt Jesum Christum, und durch ihn hat er Frieden gefunden." „Ach was," rief der Arzt, „Jesus Christus? Thorheit!" und ging davon. Gesehen hatte er die Wundermacht Jesu Christi. Aber er wollte nicht glauben, was er sah.

Wehe denen, die den Weg nicht wandeln wollen: Sehen und dann glauben! Mit ihnen kann es dahin kommen, daß der Herr sie nichts mehr sehen läßt. Die Juden, die durch seine wunderbaren Thaten und Worte nicht zum Glauben sich leiten lassen wollten, hat er nicht sehen lassen, daß er auferstanden sei und lebe. Selig aber, wer durch Sehen zum Glauben kommt, zu dem

Glauben, der da glaubt auch ohne zu sehen! Er wird einst zum ewigen Schauen gelangen und ohne Ende anbeten: „Mein Herr und mein Gott!“

Osterzeit.

Ich fahre und weiß wohl, wohin!

[30. Betrachtung: Weißt du, wohin du fährst?]

Ev. Joh. 14, 2—6. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, so will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hin gehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hin gehest, und wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.

Was für wunderbare, herrliche Tage müssen das für die Jünger des Herrn gewesen sein, jene Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt! Welche Ströme von Licht und Freude und Friede müssen sich von diesen beiden Punkten aus über sie ergossen haben, dort hinter ihnen: „Auferstanden von den Toten“, dort vor ihnen: „Aufgefahren gen Himmel“! O dieses doppelte „auf“! Mußte das ihnen nicht zurufen: Hebet eure Häupter auf! Auf, auf, gib deinen Sorgen und Schmerzen gute Nacht; laß fahren, was das Herze betrübt und traurig macht! Was für herrliche Tage, wenn er, den sie wie einen Übelthäter am Stamm des Kreuzes hatten hängen sehen, den sie wie mit dem Fluch der Sünder beladen hatten sterben sehen, nun plötzlich und immer wieder als der Lebendige

in ihre Mitte trat; keine Spur mehr von Fluch der Sünde oder von Banden des Todes, nein, der Sünde und des Todes Überwinder! Und wenn er dann ihren Blick nach vorne richtete und sie lehrte, daß er müsse „zu seiner Herrlichkeit eingehen"! Möchte man sie nicht beneiden um diese köstliche Zeit? Kommen wir uns nicht wie arm vor im Vergleich zu ihnen?

Doch, was war das Herrlichste für sie in jenen Tagen? Daß er auferstanden war, daß er gen Himmel fahren sollte? Wie sagt doch der Dichter? „Es hilft dir nichts, daß Christus auferstanden, wo du noch liegst in Sünd' und Todesbanden." Aber siehe, seine Auferstehung ließ in jenen Tagen auch sie auferstehen. Als sie lernten, daß er um ihrer Sünde willen dahingegeben und um ihrer Gerechtigkeit willen auferwecket war, da wurden auch sie im Glauben los und ledig ihrer Sünden, frei von dem Fluch ihrer Sünde, frei von der Macht ihrer Sünde. Ihre Seele erlebte ein Ostern, ein Erwecktwerden zu einem neuen Leben. Das Alte war vergangen, es war alles neu worden. Und nun hatten auch sie eine Himmelfahrt vor sich. Als auferstanden von dem Tode der Sünden, waren sie auch des ewigen Lebens gewiß. Das Ende dieses neuen Lebens konnte nicht anders heißen als „zu seiner Herrlichkeit eingehen".

Das aber können, sollen wir alle haben. Auch unser Leben soll wie eine Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt sein. Hinter uns ein Auferstehen aus dem Schlafe der Sünden, vor uns ein zum Himmel fahren. Ja, das ist das Leben jedes wahren Christen.

Unser Evangelium richtet unseren Blick nach vorne. „Ich gehe hin", spricht der Herr. Und „ich will euch zu mir holen, auf daß ihr seid, wo ich bin". Ist es das, worauf dein Auge ruhet, wenn du in die Zukunft blickst? Wird das das Ende deiner Fahrt durch dieses Leben sein?

Im Mittelalter hatte man das ernste Lied gedichtet: „Ich lebe, und weiß nicht, wie lange. Ich sterbe, und weiß nicht, wann. Ich fahre, und weiß nicht, wohin. Mich wundert's, daß ich noch fröhlich bin." Luther hat's umgedichtet und gemeint, ein wahrer Christ könne vielmehr sagen: „Ich lebe, und weiß wohl, wie lange. Ich sterbe, und weiß wohl, wann. Ich fahre, und weiß wohl, wohin. Mich wundert's, daß ich noch traurig bin." Er hat wahrlich Recht.

Der wahre Christ kann sagen: Ich fahre, und weiß wohl, wohin! Denn ich kenne das Haus am Ziel und den Weg dahin.

Eine fröhliche Gesellschaft machte einst in einem Boote eine Lustfahrt auf dem Rhein. Liebliche Ufer zu beiden Seiten, tiefblauer Himmel über ihnen, lachender Sonnenschein, wohlthuende Kühle über dem Wasser. Sie scherzten, sie lachten, sie sangen. Von dem donnerähnlichen Getöse, mit dem der mächtige Strom in der Ferne häuserhoch hinabstürzt, hörten sie nichts. Bald hierhin, bald dorthin steuerten sie. Jetzt ließen sie ihr Fahrzeug von der Strömung treiben, jetzt wieder ruderten sie den Strom hinauf. Doch, was war das? Als sie einmal wieder sich weit hatten hinabtreiben lassen und nun zurückkehren wollten, kam ihr Boot nicht von der Stelle, nein, es trieb nur weiter stromabwärts. Entsetzt sahen sie einander an. Waren sie dem Falle zu nahe gekommen? Ohne Zweifel. Denn immer schneller schoß das Boot dahin. Es war kein Halten mehr. Bisweilen wurde es von einem Strudel erfaßt und um sich selber gedreht, dann jagte es nur um so wilder vorwärts. Welch furchtbare Fahrt! Wie wird sie enden? Wird es noch gelingen, das Boot soweit zur Seite zu steuern, daß sie noch vor dem Fall ans Ufer gelangen und am Land aussteigen können? Oder wird ihr Schifflein an einem der Felsen zerschmettert werden? Oder wird's hinabgehen über den Fall in die schaurige Tiefe? Am Ufer standen ein paar Menschen und sahen zitternd der entsetzlichen Fahrt zu; ihnen war, als müßten sie die Sinne verlieren. Was mögen die im Boote in jenen Augenblicken empfunden haben? Sie haben nicht mehr davon erzählen können, denn an dem einen der beiden Felsen, die im Fall aus dem Wasser aufragen, sind sie alle mit ihrem Fahrzeug zerschlagen. Aber wir können es uns vorstellen, was das sein muß, so dahinzufahren ohne Halten und nicht zu wissen, wohin. Sie werden nichts mehr gemerkt haben von der lieblichen Landschaft, nichts von dem blauen Himmel und der köstlichen Luft. Die eine Frage „wohin?“ wird all ihr Denken und Fühlen allein erfüllt haben.

Wir fahren auf dem Strome des Lebens. Unaufhaltsam geht es vorwärts. Es ist, als flögen wir davon. Wohin? Wohin? Wie wird diese Fahrt enden? Wird die Strömung uns am Ende

an ein festes Ufer tragen, wo wir aussteigen können? Wartet unser ein besseres Jenseits, ein Ausruhen, ein ewiger Friede? Oder aber wird das Ende wie ein Zerschellen sein? Werden all unsere Hoffnungen sich als Träume und Schäume erweisen? Wird ein Nichts das letzte Ende sein? Oder aber wird es wie ein Hinabfahren in eine schaurige Tiefe sein, ein furchtbares Fallen in die Hände des lebendigen Gottes, des gerechten Richters? O, wissen wir nicht, wohin wir fahren, so laßt uns das Tier des Feldes beneiden. Das weiß doch nicht, daß es dahin fährt; so grämt es sich auch nicht um das „wohin?". Es genießt doch, was es hat. Und wenn es morgen schon zur Schlachtbank geführt wird, heute tummelt es sich noch munter auf der fetten Weide. Es hat kein „morgen" mehr, aber doch noch ein „heute". Uns aber ist auch die Freude an dem, was wir Schönes haben, vergällt, wenn wir nicht wissen, was das sein wird, was wir haben werden. Dieses düstere Fragezeichen am Ende wirft seinen unheimlichen Schatten auf alles, das wir auf der Fahrt genießen könnten.

Ja, könnten wir nur genau sehen, wo eigentlich dieses Fragezeichen steht, wie lange wir noch bis dahin haben! Dann könnten wir doch wenigstens eine kleine Weile des Lebens froh werden. Wenn wir auch nur zehn Jahre noch sicher hätten, so könnten wir doch fürs erste sorglos scherzen, lachen, singen und der lieblichen Ufer und des hellen Sonnenscheins uns freuen. Aber, wir wissen, daß wir nicht Eines Jahres sicher sind, nicht Eines Tages, nicht Einer Stunde. Schreckliche Fahrt!

Manche schließen ihre Augen davor. Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Aber es ist ja nicht so. Wir wissen zu viel und wissen zu wenig. Wir wissen, daß wir dahinfahren; wir wissen nur nicht, wohin wir fahren. Wie kann ein Mensch das ertragen? Warum thun sie nicht alles, warum opfern sie nicht alles, um das zu wissen? Wunderbare Welt! Wie es am Nordpol aussieht und wie am Südpol, das wollen sie wissen und können ihr Leben aufs Spiel setzen, um es zu erfahren. Wieviele Sterne am Himmel stehen, wieviel Wasser die Nebel enthalten, wie tief die Meere, wie hoch die Berge sind, das wollen sie wissen. Aber wohin sie selber fahren, danach fragen sie nicht? Wie ist es möglich? Ach, sie sind überzeugt, daß man es doch nicht sicher wissen kann.

Alles Suchen und Forschen soll hier nicht zum Ziele führen. Darum haben sie das Fragen aufgegeben.

Gib es nicht auf, o Christ! Denn es ist Antwort, sichere Antwort zu finden. „Wo ich hin gehe, das wisset ihr", spricht der Herr zu seinen Jüngern. Selig alle, die das wissen!

[31. Betrachtung: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.]

„Ich fahre, und weiß wohl, wohin", so kann ein wahrer Christ sagen. Und nicht Einer nur ist es. Eine große Zahl aus allen Zeiten und Völkern, alle, die wahrhaftig an den Namen Jesu Christi glauben, sie alle winken und grüßen einander auf ihrer Fahrt und rufen einander freudestrahlend zu: Nicht wahr, wir wissen gar wohl, wohin wir fahren! Denn nichts von Zerschellen und nichts von Hinabstürzen sehen sie am Ende ihrer warten. O nein, tiefer Friede, völlige Sicherheit, selige Wonne geht von den Worten des Herrn aus, da er seinen Jüngern das „wohin?" beschreibt: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen". Ist das nicht, als wenn ein Sohn viele, lange Jahre hindurch in der Fremde wandern mußte und manch liebes Mal mit bitterem Mangel zu kämpfen und unter der Härte der fremden Menschen zu leiden hatte und nun endlich heimziehend den letzten Hügel erstiegen hat, — dort liegt das freundliche Thal im Abendsonnenschein vor ihm, von dem alten lieben Kirchturm erklingt die bekannte Abendglocke so heimatlich lockend, dahinter grüßt der grüne Wald, den er als Knabe so oft durchstreift, und dort winkt der weiße Giebel des Vaterhauses und das Fenster der Kammer, darin er seine Jugendträume geträumt? Dort schaut jemand in die Ferne, — ist's die Mutter, der Vater, die auf ihn warten? Vaterhaus! Köstliches Wort!

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Wohnungen! Das will sagen: Wo man bleiben soll.

Auf Erden ist unseres Bleibens nicht. Und wenn wir uns Häuser baueten, die den Stürmen von Jahrhunderten Trotz böten, — sie mögen bleiben, aber nicht wir. Wir haben keinen Heimatschein,

nur einen Aufenthaltsschein, der jeden Augenblick zurückgenommen werden kann. Welch eine Unsicherheit bringt das in unser ganzes Leben hinein! Wir pflanzen uns Bäume in unserem Garten; aber wir fragen: Wer weiß, ob sie uns noch Früchte tragen werden? Wir begrüßen mit Freuden ein neugeborenes Kind, das der Herr uns geschenkt hat; aber wir hören in unserem Innern die Frage: Werde ich es noch heranwachsen sehen? Ja, im Grunde ist unser ganzes Leben nichts als eine beständige Fahrt. Als wenn man Tag und Nacht durch fährt in der Eisenbahn. Wir richten uns so wohnlich wie möglich ein. Aber eine feste Wohnung haben wir damit nicht. Und wenn wir nun ein wenig länger schon gefahren sind und so einen nach dem anderen aussteigen sehen, weil er seine Endstation erreicht hat; — gewiß, es steigen immer wieder andere ein und nehmen die leergewordenen Plätze ein; aber schließlich haben wir ein Gefühl, als wäre es kaum der Mühe wert, noch intime Bekanntschaften zu machen. Es wechselt zu schnell. Man kommt nie zur Ruhe.

Gottlob, das Dahinfahren soll einmal ein Ende haben. Eine Wohnung ist uns bereitet, eine Stätte, da wir bleiben dürfen. Wer dahin eingegangen ist, braucht nie wieder hinaus zu gehen. Dort gibt's kein Umsteigen, kein Aussteigen mehr. Dort kennt man keine unsichere Zukunft mehr, keinen Wechsel, keinen Wandel. All das Hasten und Jagen ist vorbei. Wir sind zur Ruhe gekommen. Selige Sicherheit wird uns umfangen.

Und: Viele Wohnungen sind dort. Wenn wir in die Ewigkeit hineinblicken, ist uns nicht oft, als sähen wir in einen leeren Raum hinein? Haben wir nicht ein Gefühl, als würden wir dort so einsam, erschreckend einsam sein? Können wir nicht verstehen, warum jenes Kriegslied den Tod auf dem Schlachtfelde preist, da nicht ein einzelner allein hinüber muß in die Ewigkeit, sondern ganze Haufen zusammen dorthin ziehen?

Aber nein, in dem Hause, das Jesus Christus uns weist, sind wir nicht einsam, denn es hat viele Wohnungen. Auf dieser Erde freilich ist es nicht immer erfreulich, in ein Haus mit vielen Wohnungen einziehen zu müssen. Denn auf dieser Erde herrscht Neid und Streit. Darum sind wir glücklich, wenn wir unter unserem Dache allein wohnen können. In jenes Haus drüben aber

ziehen gar keine Streitsüchtigen ein. Von denen allen, die dort zugelassen werden, steht geschrieben: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen“. Sind aber diese Kinder Gottes in Jesu Vaterhause alle ganz friedfertig, so wird alle Verschiedenheit, die unter ihnen besteht, nie zu Disharmonien führen, sondern nur das Leben reicher und interessanter machen.

Endlich: „In meines Vaters Haus“ — sagt der Herr. Mehr aber auch nicht. Denn damit meint er für seine Jünger genug gesagt zu haben. Wir möchten so gern mehr davon wissen, wie es im ewigen Leben sein wird. Schon mancher hat's zu beschreiben versucht. Aber was sie davon zu sagen vermochten, war doch nicht mehr als das, was die Jünger schon aus den wenigen Worten: „in meines Vaters Haus“ heraushören konnten.

Zwei Knaben waren auf der Schule Freunde geworden. Nach den äußeren Verhältnissen schienen sie wenig zusammen zu passen. Der eine war der Sohn vornehmer, reicher Eltern; der andere in beinahe ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Aber ihre Herzen hatten sich gefunden. Immer inniger hatten sie sich an einander angeschlossen. Als die großen Ferien kamen, lud der reiche Knabe seinen Freund ein, die Wochen in seines Vaters Hause zuzubringen. Wie jubelte der andere! Je näher der letzte Schultag kam, desto größer wurde seine Freude. Aber was wußte er denn von dem Vaterhause seines Freundes? Er war doch niemals dort gewesen? Aber er kannte seinen Freund; er wußte, wie der war und was der besaß. Daran nahm er ab, wie es in seinem Vaterhause sein müsse. Soviel Liebes und Edles hatte er an ihm gesehen; er sagte sich: Wie muß erst sein Vater sein! Alles, was sein Freund besaß, zeugte von dem größten Wohlstande; er sagte sich: Wie muß es erst in seines Vaters Hause sein! Und er hat recht gerechnet.

Der Herr Jesus lädt seine Jünger ein in seines Vaters Haus. Denn so groß der Unterschied zwischen ihm und ihnen ist, er hat sie doch seine Freunde genannt. Und da er sie einlädt, meint er nichts weiter sagen zu müssen, als daß es eben seines Vaters Haus ist. Er weiß, sie verstehen, was darin liegt. Denn sie kannten ihn; sie wußten, wie er war und was er besaß. So herrlich, so über alles herrlich war er in ihren Augen, daß sie nicht wieder fort konnten von ihm, sondern alles verließen, um nur bei ihm bleiben

zu können. Wie mußte es dort sein, von wo er ausgegangen war! Sie kannten ihn: Aufgewachsen in einer Welt voll Schmutz der Sünde, voll Ungerechtigkeit und Bosheit, sahen sie an ihm eine fleckenlose Reinheit, eine strahlende Heiligkeit. „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ O wie muß es in seines Vaters Haus sein, wo nicht ein Stäublein von Unreinheit sich findet, wo alles von den Lichtwellen göttlicher Heiligkeit durchleuchtet ist! Und an ihm sahen sie, was das in sich schließt, von keiner Sünde zu wissen, ein reines Gewissen zu haben; sahen sie, welch einen Frieden das mit sich bringt. Wie haben sie seinen Frieden angestaunt, wenn er selbst im tobenden Sturm auf dem Meere, wo sie trotz ihres Gottvertrauens wie verzweifelnd schrieen: „Herr, hilf uns, wir verderben“, so still und ganz in Frieden schlafen und ruhen konnte! Oder wenn er in dem wüsten Getümmel am Ölberg, da sie durch der Häscher Waffengeklirr völlig außer Fassung gebracht wurden und mit dem Schwerte dreinschlugen, seine majestätische Ruhe bewahrte und den Feinden seine Hände stille hinhielt, daß sie ihn binden konnten, und in Frieden sprach: „Es muß also gehen!“ Wie haben sie ihn beneidet darum! Wie muß es nun in seines Vaters Hause sein, wo solch wunderbarer Friede alles und alle erfüllt! Und wenn er dann sie ein wenig von seiner göttlichen Macht sehen ließ, wenn er haben konnte, was er haben wollte, Augenlicht für die Blinden, Kraft zum Gehen für die Lahmen, Brot für die Hungernden, Leben für die Toten! Das war etwas von dem Reichtum, den er aus seiner himmlischen Heimat mitgebracht. Wie muß es sein, wenn man dort wohnen darf! Da wird man haben, was man sich nur wünschen kann. Von keinem Mangel an irgend einem Gut wird man dort wissen. Ja, sie wußten genug, da sie wußten, daß sie zu seines Vaters Haus mit den vielen Wohnungen fahren sollten.

Und mit ihnen sagt es jeder wahre Christ: Ich fahre, und weiß wohl, wohin! Ich fahre zum Vaterhaus. Auch vor mir liegt eine selige Himmelfahrt.

[32. Betrachtung: Jesus der Weg.]

Himmelan! Mein Glaube zeigt mir das schöne Los von ferne, daß mein Herz schon aufwärts steigt über Sonne, Mond und Sterne. Denn ihr Licht ist viel zu klein gegen jenen Glanz und Schein.

Aber, werde ich es erreichen? Wird mir die Thür des Vaterhauses offen stehen? Darf ich wirklich sagen: „Ich weiß, wohin ich fahre"? Ja, ich darf es. Denn ich kenne nicht nur das Haus am Ziel, sondern auch den Weg dorthin. „Wo ich hin gehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch", spricht der Herr.

Wohl ist unser Leben eine Fahrt; vorwärts geht es beständig, ob wir wollen oder nicht. Es ist aber nicht eine Fahrt wie auf festgelegten eisernen Schienen, auf denen die Wagen dahinrollen unverrückbar, so daß sie nicht von den Dahinfahrenden gelenkt werden können. Sondern den Weg müssen wir selber wählen. Zur Ewigkeit ist's eine Fahrt, aber zum Vaterhaus ist's ein Weg. Zu Gott werden alle kommen, aber zum Vater —? „Niemand kommt zum Vater denn durch mich", spricht Jesus Christus. „Ich bin der Weg."

Wie haben die Menschen gesucht nach dem Wege zum ewigen Frieden! Immer neue Wege zeichneten sie in diese Karte hinein, die das Gebiet zwischen Erde und Himmel, zwischen Zeit und Ewigkeit darstellen soll. Die einen führten den Weg durch flaches Land, wo es gar bequem zu wandern war; die anderen über steile Berge hinüber, da man vor Mühe und Anstrengung zusammenzubrechen meinte; die einen durch freundliche, liebliche Thäler; die anderen durch öde Wüsten und wildes Felsgeröll. „Das höchste Gut ist lauter Liebe", so sagten die einen, wie sollte er richten und verdammen? Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin ein Räuber, Ungerechter, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Mir wird der Himmel schon offen stehen! — Nein, behaupteten die anderen, mit unseren guten Werken müssen wir uns den Himmel verdienen, mit Beten und Fasten und Büßungen und Weltentsagung. — Das ist Übertreibung, erklärten wieder andere, es ist genug, wenn man

Hütten, keine weiche Lagerstatt. Ein Loch im Sande ist ihre Wohnung, oder sie biegen ein paar Baumzweige nieder und stecken sie in die Erde und legen sich darunter. Ein englischer Reisender hat von ihnen gesagt: Sie sind kaum gut genug, einen Schuß Pulver daran zu wenden. Oder der bekannte Naturforscher Charles Darwin schrieb von den Feuerländern in Südamerika, die er genauer beobachtet hatte: „Man kann sich nicht dazu verstehen, sie als Mitgeschöpfe und als Bewohner derselben Welt zu betrachten". Und als man auch diesen Elenden das Evangelium von der Liebe Gottes predigte, erklärte er, wenn es gelingen würde, solche Geschöpfe zu zivilisierten Menschen zu machen, so werde er selbst einen jährlichen Beitrag für die Mission bezahlen.

Dem aber, der Bethlehem und Golgatha kennt, braucht man nicht erst zu sagen, ob die Arbeit der christlichen Liebe an diesen verkommenen Menschen zu schanden geworden ist, oder ob Charles Darwin noch sich genötigt gesehen hat, seinen Missionsbeitrag zu entrichten. Denn der weiß, was auch ein Papua noch wert ist, zu welcher Hoheit auch ein Feuerländer noch erhoben werden kann.

Freilich ist der Mensch so tief gesunken, daß es oft lange, lange währt, bis der Adel der Abstammung aus ihm wieder hervorleuchtet. Dann spottet wohl die Welt unseres Glaubens und berechnet, was eine bekehrte Heidenseele gekostet habe. Wir hören nicht auf sie. Wir sehen auf etwas anderes: „Wieviel es *ihn* gekostet, daß wir erlöset sind!" Wir wissen nun, was der Menschen Seele wert ist.

Und du? Mit Flammenschrift hat es Gott in die Welt hineingeschrieben, wie groß des Menschen Elend, wie groß des Menschen Hoheit ist. Auch dein Elend und deine Hoheit! Du kannst nicht tief genug von dir denken, du kannst nicht hoch genug von dir denken. Halte beides gleichermaßen fest! Dann kann dein Elend dich nie verleiten, dich selbst zu verachten und dich wegzuwerfen, wenn daneben deine Hoheit dir vor Augen steht, die Hoheit, zu der *Gottes Liebe* dich wieder erheben will. Dann kann deine Hoheit dich nie zum Hochmut verführen, wenn daneben dein Elend dir klar ist, das Elend, in das *deine Sünde* dich gestürzt hat. Dann wirst du auch, wie Gott sich deiner erbarmet hat, Erbarmen mit denen allen fühlen, die sich selbst noch nicht kennen, weil sie Gottes Liebesthat noch nicht kennen,

und wirst mit dem Herrn arbeiten, daß die Verlorenen aus ihrem Elend zu der ihnen bestimmten Hoheit geführt werden.

Von den Zweifeln.

[14. Betrachtung: Der Zweifel Gefahr.]

Ev. Joh. 1, 45—50. Philippus findet Nathanael und spricht zu ihm: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth. Und Nathanael sprach zu ihm: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Philippus spricht zu ihm: Komm und siehe es. Jesus sahe Nathanael zu sich kommen und spricht von ihm: Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. Nathanael spricht zu ihm: Woher kennest du mich? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum wareſt, sahe ich dich. Nathanael antwortete und spricht zu ihm: Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du glaubest, weil ich dir gesagt habe, daß ich dich gesehen habe unter dem Feigenbaum; du wirst noch Größeres denn das sehen.

Die Herrlichkeit des Herrn soll in dieser Zeit uns vor Augen stehen. Kennst du sie? Kannst du mit Johannes sagen: Wir sahen seine Herrlichkeit? Kein Wunder, daß viele noch nichts davon gesehen haben. Denn so hat einst der Herr gesprochen: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? Erst wo der Glaube das Auge der Seele hell gemacht hat, kann es Christi Herrlichkeit erkennen.

Es hat aber wohl niemals früher für unser Volk eine Zeit gegeben, wo so viele sagen mußten: Ich kann dies nicht glauben. O wir wissen wohl, daß unendlich oft ganz etwas anderes die Menschen gegen den Glauben, gegen den Herrn einnimmt, als Zweifel ihres Verstandes. Aber auch dann pflegen sie überzeugt zu sein, daß sie glauben würden, wenn nur ihre Bedenken gehoben werden könnten. Gibt es Heilung für diese ansteckende Krankheit der Geistesaugen?

Und ihr, die ihr schon zum Glauben hindurchgedrungen seid, kennt ihr keine Zweifel mehr? Vielleicht sprecht ihr sie nicht aus, aber fechten sie euch nie mehr an? Unzweifelhaft gibt es viele

Christen, die eine völlige Sicherheit und Gewißheit ihres Glaubens zur Schau tragen und verborgen in ihren Herzen düstere, bange Zweifel tragen. Es dürfte wohl heilsam sein, das offen auszusprechen. Denn nicht wenige werden durch ihre Zweifel deshalb so tief bekümmert, weil sie meinen, nur sie, nicht auch andere würden noch so oft von qualvoller Ungewißheit gepeinigt. Sollteſt du aber auch jetzt nichts davon kennen, wer weiß wie bald du es mit Schrecken erfahren wirſt. Es iſt ein ſtolzer Anblick, wenn ein gewaltiges Dampfſchiff den Strom hinab dem Meere zufährt. Wie werden die kleinen Fahrzeuge neben ihm von den Wellen hin und her, auf und nieder geſchleudert. Wie majeſtätiſch dagegen durchſchneidet dieſes Rieſenſchiff die Flut, nicht die leiſeſte Bewegung oder Erregung läßt es merken. Aber warte nur, bis es aufs Meer hinauskommt. In dem Sturme wird es wie eine Nußſchale hin und her geworfen und von den Wellen überſchüttet werden. Auch dem feſteſten Glaubenshelden, den alle Anfänger im Chriſtentum um ſeiner unerſchütterlichen Feſtigkeit willen bewundern und beneiden, können ſo ſchwere Stürme kommen, daß ſie ihn in dem Abgrund der Zweifel zu begraben drohen. So wollen wir hören, was uns Nathanael über **die Zweifel** lehrt, über ihre Gefahr, ihre Berechtigung und ihre Überwindung.

Wie haben wir über die Zweifel zu urteilen? Man hat wohl geſagt, es gebe nur ein Wort, das ſich auf Zweifel reime, das Wort Teufel. Ein anderer aber, der Dichter Leſſing, hat gemeint, wenn Gott ihm in ſeiner rechten Hand die Wahrheit anbieten würde, in ſeiner Linken das beſtändige Suchen nach der Wahrheit mit der Bedingung, ſie niemals zu finden, ſo würde er nach der linken Hand greifen. Wem ſollen wir zuſtimmen? Sollen wir die Zweifel verwünſchen oder ſollen wir ſie uns wünſchen? Sollen wir die Zweifel verdammen oder loben? Sollen wir vor den Zweifeln, wenn ſie uns doch kommen, die Augen krampfhaft ſchließen und bei dem Alten bleiben, oder ſollen wir ihnen gerade ins Geſicht ſehen, ſie wohl gar willkommen heißen und hegen und pflegen? Welche Weiſung erteilt uns Nathanael?

Langſam zieht eine Karawane durch die Wüſte, der Vorrat an Waſſer, den ſie mitgenommen, iſt längſt verzehrt, kaum noch können ſie ſich vorwärts ſchleppen. Waſſer! Waſſer! das iſt ihr

einziger Gedanke. Da hören sie aus der Ferne ein Rufen. Einer von ihnen ist auf einen Hügel gestiegen, um auszuschauen. Frohlockend ruft er den anderen zu: Ich sehe in der Ferne eine Quelle. In welcher Richtung? fragt der Führer. Dort zur Linken! Unmöglich! dort kann keine Quelle sein, ich kenne die Wüste zu genau. So setzen sie ihren Weg fort und verschmachten in der Einöde. Und doch war es eine Quelle, was jener gesehen.

Wasser für ihre durstende Seele suchen diese frommen Juden. Auf den verheißenen Messias hofft ihre Seele, auf den Heiland, den Retter von Gott, der sie erquicken soll in Zeit und Ewigkeit. Philippus hat ihn gefunden. Nun trifft er seinen Freund Nathanael. Er eilt auf ihn zu und ruft mit jubelnder Freude: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben". — Wie horcht Nathanael auf bei der Kunde, als wäre sie zu schön, um Glauben zu verdienen. „Jesum, Josephs Sohn, von Nazareth." Da blickt Nathanael ihn überlegen lächelnd an. „Aus Nazareth?" spricht er verächtlich, „was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Ist dein vermeintlicher Messias aus Nazareth, so kann er eben nicht der Messias sein. Philippus weiß nichts zu erwidern auf dieses Bedenken. Seines Freundes Zweifel ist wie ein kalter Wasserstrahl auf seine helle Freude.

Wenn heute die Prediger des Evangeliums vor die Menschen hintreten und mit begeisterter Überzeugung ihnen zurufen: Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Acker ewig hält. Kommet alle, kommet her, bei Christo werdet ihr finden, was nur an ewigen Gütern unser Herz begehren mag, — dann müssen auch sie erleben, wie ein mitleidiges oder verächtliches Lächeln die einzige Antwort ist. Man hält sie für einfältige Schwärmer oder für widerliche Heuchler. Oder antwortet man ihnen doch, so geschieht es in dem Ton des Nathanael: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen!" Man ist so sicher in seinem Widerspruch, man hat so unwiderlegliche Einwände vorzubringen, daß selbst ein glaubensfroher Philippus betroffen und ratlos am liebsten schweigen möchte.

Doch nein, er kann nicht völlig schweigen. Denn er sieht, was davon abhängt, ob dieser Zweifel über seines Freundes Herz Macht behält. Armer Nathanael, wenn er nicht davon befreit wird! Bleibt er darin gefangen, so muß er dabei bleiben, daß Jesus

Christus nicht der Heiland ist. Und wenn er dann hört, was dieser Jesus von Nazareth frei öffentlich von sich selber sagt, so wird er ihn für einen Lügner und Betrüger erklären müssen. Und wenn endlich die Führer des Volks das Urteil fällen werden: „Er hat Gott gelästert, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht, er ist des Todes schuldig", so wird er mit einstimmen in das Geschrei der unseligen Volksmenge: „Weg, weg mit dem, kreuzige ihn!" Und doch *ist* Jesus von Nazareth der, von dem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben: „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen sie mögen selig werden." Sehet die furchtbare Gefahr, die die Zweifel in sich schließen! Sie können dem Nathanael die einzige Rettung seiner Seele rauben, sie können ihn zum Mörder des Sohnes Gottes machen.

Das gilt nicht allein denen, die wie Nathanael dem wahren Glauben noch fern stehen. Es gilt auch allen, welche schon den Herrn im Glauben gefunden hatten. Sehet Philippus! Der weiß nicht zu antworten auf seines Freundes Bedenken. So droht derselbe Zweifel auch in sein Herz sich einzuschleichen. Läßt er ihm freie Hand, so wird er ihm wieder nehmen, was er schon hatte. So wird der gläubige Philippus wieder irre an Jesu von Nazareth. So wird es auch mit ihm den furchtbaren Weg gehen, welcher seinem Freunde droht. So besteht freilich eine Verbindung zwischen Zweifel und Teufel. Hüte dich, daß du nicht sorglos von den Zweifeln dich treiben läßt!

[15. Betrachtung: Der Zweifel Berechtigung.]

Die vom Zweifel drohende Gefahr ist groß. Aber was kann Nathanael dafür, daß ihm solche Bedenken kommen? Soll er etwa blind seinem Freunde Philippus glauben, daß Jesus von Nazareth der Heiland ist? Soll er zweierlei Buchführung haben, eine des Verstandes, der ihm sagt: „Jesus von Nazareth *kann* es nicht sein," und eine seines Glaubens, der sagt: „Aber er ist es doch"? Soll das der Friede, die Seligkeit sein, welche das Christen-

tum bringt, daß man nicht einmal mit sich selbst eins ist, sondern hin und hergezerrt wird zwischen dem, was das Herz verlangt und dem, was der Kopf fordert? Nimmermehr! Die so denken, mögen nach Rom gehen, wo ihnen ein unfehlbarer Papst den Glauben bis in alle Einzelheiten vorschreibt und alle Bedenken, allen Widerspruch als Gottlosigkeit niederzuschlagen gebietet. Einen anderen Weg wird uns unser Evangelium lehren.

Eine Gefahr sind die Zweifel, aber eine Gefahr, welche überwunden werden und dadurch zur Kräftigung des Glaubens dienen soll. Eine Gefahr ist es für das kleine Kind, wenn es auf eigenen Füßen stehen soll; nimm dich in acht, ruft ihm die Mutter zu. Denn es kann auch fallen. Aber nur durch diese Gefahr hindurch kommt es zum Feststehen, daß es auch auf rauhem Wege nicht fällt. So wird auch dem Philippus jenes Bedenken seines Freundes, das ihn zuerst verwirren wollte, Gewinn gebracht haben. Er hat sich dadurch nicht nehmen lassen, was er schon an Glauben besaß, und so ist er gewachsen in der Erkenntnis und nur noch sicherer seines Glaubens geworden, daß Jesus Christus der verheißene Heiland sei.

Dies will Gott erreichen, wenn er nicht verhindert, daß unsere Seele von Zweifeln angefochten wird. Darum ist es wohl begreiflich, daß sie vor allem denen kommen, welche vor anderen in der Erkenntnis fortschreiten und fest werden müssen. Darum hat ein Luther, welcher der Lehrer von vielen Tausenden werden sollte, so schwere Zweifel durchmachen müssen. Ja, es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir von ihm selbst hören, daß er bisweilen nicht einmal mehr gewußt habe, ob ein Gott sei. Weil er es so aufrichtig nahm mit jedem Aber und Wenn, das ihm kam, darum konnten solche Unsicherheiten auch das gleichsam wieder aufwühlen und in Frage stellen, was ihm früher schon gewiß gewesen war. Solche Dunkelheit war der Durchgangspunkt zu immer hellerem Licht. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn gerade die, welche mit der Wissenschaft zu thun haben, vor allem die, welche eine wissenschaftliche Erkenntnis vom Christentum erst gewinnen sollen, oftmals ein Gefühl haben, als wanke der Boden unter ihren Füßen. Das soll der Weg zur Klarheit sein.

Und doch hören wir aus den Worten des Nathanael eins

heraus, was uns mit banger Sorge erfüllt, ob er die Gefahr, in die sein Zweifel ihn gebracht hat, überwinden werde. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ So stößt er das Herrliche, das Philippus ihm gesagt hat, mit der Miene der Überlegenheit, im Bewußtsein seiner hervorragenden Klugheit weit von sich fort. Wie? liegt ihm denn nichts daran, ob der verheißene Heiland auf Erden erschienen ist? Oder freut er sich gar, daß sein Freund sich getäuscht hat? O nein, aber er ist einem Kranken gleich, der heiß nach Leben und Gesundheit verlangt und doch dem Arzte, der ihm als einziges Rettungsmittel eine Operation vorschlägt, mit triumphierendem Lächeln von seinen langjährigen Forschungen berichtet, wonach in einem solchen Falle eine Operation keinen Erfolg haben könne. Er *freut* sich dieses seines furchtbaren Wissens, weil er damit mehr zu wissen meint, als der Arzt selbst. Nathanael ist stolz darauf, daß er nicht so einfältig und leichtgläubig ist wie sein Freund. In diesem Stolz auf seinen Zweifel würde er sich ärgern, wenn Philippus ihm sein Bedenken nehmen könnte. Wohl zertrümmert ihm dieses eine herrliche Aussicht, und doch hat er es lieb, weil es ein Kind seiner großen Klugheit ist.

Das macht den tiefen Schmerz aus, den man so oft empfinden muß, wenn man Zweifler reden hört. Der *Ton* ihrer Worte verrät es klar und deutlich: Sie *lieben* ihre Zweifel. Sie wollen die Wahrheit nicht, entweder weil ihnen die Wahrheit nicht lieb ist, sondern sie verletzt oder stört, oder weil ihnen ihre klugen Bedenken zu lieb sind. Bei diesem Stolze wollen sie bleiben dürfen. Darum halten sie ihre Zweifel fest. Das ist die Gefahr, die vor allem der Jugend auf den hohen Schulen droht. Die Freude über das Neue, das sie lernt, wird nur zu leicht zur Eitelkeit. Die Freude an der Selbständigkeit, mit der sie das reiche Wissen sich aneignen und verarbeiten soll, wird nur zu leicht zum Pochen auf eine Selbständigkeit des Urteils, die doch noch erst *erworben* werden soll.

Die Zweifel sind berechtigt, aber die Eitelkeit auf die Zweifel ist unberechtigt. Nathanael meint soviel zu wissen. In Wahrheit weiß er zu wenig. Warum soll denn aus Nazareth nicht der Heiland sein können? Man hat ihn verschieden verstanden. Die einen meinen, er habe nur sagen wollen, aus einem so geringen, ja verachteten Orte wie Nazareth könne doch nicht der kommen,

welcher der Mittelpunkt der Weltgeschichte, der Retter der gesamten Menschheit sein sollte. Als wenn Gott sein Thun nach unseren menschlichen Urteilen einrichten müßte! Andere haben gemeint, Nathanael habe aus dem Alten Testament ersehen gehabt, daß der Messias vielmehr in Bethlehem geboren werden sollte. Und doch war dies sein weises Bedenken nur Unwissenheit. Nur darum wurde ja der in Bethlehem Geborene „Jesus von Nazareth" genannt, weil er in dieser Stadt aufgewachsen war. So hielt den Nathanael sein halbes Wissen von dem Herrn zurück. Ja, alle Zweifel an der Wahrheit sind nur möglich, weil unser Wissen ein so unvollkommenes ist. Darum eben sind sie berechtigt, und darum eben ist der Stolz auf sie so unberechtigt.

So gilt es denn, zitternd vor den Gefahren der Zweifel und betrübt über unseren Mangel an Erkenntnis, den sie uns bezeugen, voll Sehnsucht nach der Hand Gottes zu greifen, die nicht das unserem Hochmut schmeichelnde, endlose Suchen nach der Wahrheit, sondern die Wahrheit selbst uns bietet. Wahrlich, wir werden diese Gotteshand nicht umsonst erfassen. Sie wird uns geben, was wir an Wahrheit brauchen, um selig sagen zu können: „Ich habe gefunden."

[16. Betrachtung: Der Zweifel Überwindung.]

Würde auch der Widerspruch gegen den Glauben so prahlerisch frech und so siegesgewiß zu dir reden, wie einst der Riese Goliath zu Israel, er kann doch überwunden werden, wenn du nur willst. Siehe den Weg dazu.

Philippus kann den klugen Einwand seines Freundes nicht auflösen. Aber wie eine Mutter ihr krankes Kind bittet, doch von der Arzenei zu nehmen, so bittet er ihn herzlich: „Komm und siehe" den Mann, den wir gefunden, ob er nicht doch der Heiland ist. Und Nathanael? Er kommt zu Jesu und sieht ihn. Wundert ihr euch darüber? O gewiß, es ist wunderbar, wenn man sieht, wie viele es anders machen. Aber Nathanael hat wohl seinen Zweifel lieb, doch den Heiland zu finden ist ihm noch viel mehr wert. So

stolz er auch auf seine Klugheit ist, so ist doch sein Verlangen nach dem Besitz der Wahrheit, nach der Rettung seiner Seele so groß, daß er aufrichtig genug ist, sich zu sagen: Wer weiß, ob ich nicht doch im Irrtum bin; ich will es wenigstens versuchen mit Jesu. Das ist der Kranke, welcher von der Nutzlosigkeit der Operation überzeugt ist, aber dennoch, weil ihm mehr an seiner Gesundheit als an dem Ruhme seiner Klugheit liegt, endlich sich nicht mehr weigert, den Versuch damit zu machen. Was kann der Mensch nicht alles versuchen, was für unglaubliche, was für qualvolle Kuren, wenn er das irdische Leben zu verlieren fürchtet und kein anderes Heilmittel mehr weiß. Wer nach dem ewigen Leben verlangt und keine andere Hilfe dahin mehr weiß, der versucht, was Tausende und Abertausende als ihre Rettung gepriesen haben. Er kommt und sieht. Denen aber ihre Einwendungen und Zweifel über alles lieb sind, die wollen vielleicht auch noch mehr sehen und prüfen und wissen, aber sie kommen nicht zur Wahrheit hin, sie gehen nur weiter fort von ihr. Sie können mit ihren Fragen an manche Menschen sich wenden, nur nicht an die, welche bei Christo alles Heil gefunden haben. Sie können viele Bücher studieren, nur nicht das eine, in dem die Stimme dessen zu hören ist, von dem zu allen Zeiten Unzählige bezeugt haben: Du hast Worte des ewigen Lebens. Oder wenn sie doch die Bibel studieren, so wenden sie sich um Rat und Erklärung nicht an die, welche darin das Licht des Lebens gefunden haben, sondern an die, welche ihr Herz nur mit neuen Zweifeln erfüllen. Wem die Wahrheit über alles geht, der versucht es, er kommt zum Herrn, zu seinem Wort.

Eine Dame, die in gottloser Umgebung aufgewachsen, das Christentum verlachte, wurde näher bekannt mit einer anderen, welche im Glauben Frieden erlangt hatte. Sie fühlte, was diese vor ihr voraus habe. Sie klagte ihr, daß sie nicht glauben könne. Ihr wurde von der Freundin geraten, von jetzt an keinen Gottesdienst zu versäumen. „Wie," rief jene, „ich kann ja doch nicht glauben, was da gepredigt wird." „Eben darum," war die Antwort, „darum müssen Sie kommen, damit Sie glauben lernen; versuchen Sie es damit!" Sie kam. Und weil sie mit dem Verlangen nach Glauben kam, so sind all ihre Bedenken wie Wintersschnee vor warmer Frühlingssonne zerflossen, und ihr Leben beweist, daß sie noch mehr gefunden, als sie gesucht hatte.

Nathanael kommt zu Jesu mit der Frage auf den Lippen: Solltest du wirklich wagen, dich für den Heiland auszugeben? Jesus sieht ihn zu sich kommen und setzt seinen Begleitern auseinander, wie sie über diesen Nathanael zu urteilen haben: Ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist. Nathanael blickt ihn wie beleidigt an: Woher kennst du mich? fragt er tief verletzt, weil dieser Jesus von ihm zu reden wagt, als durchschaue er ihn ganz. Jesus antwortet: Ehe dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich. Nathanael steht erstarrt. Wie? dieser Mann weiß, daß Philippus ihn gerufen hat, weiß, daß er eben vorher unter dem Schatten eines Feigenbaumes gewesen ist, weiß, was er da gethan hat? Keiner konnte ihn da sehen, aber Jesus weiß es alles. Ein Zittern wird Nathanael überfallen haben. Er fühlt das alles durchschauende Auge des Herrn, wie es bis auf den Grund seines Herzens dringt. Von der Herrlichkeit des Herrn hat er einen Strahl gesehen. Der Strahl ist so mächtig, daß er davor zusammenbricht. Er glaubt, er bekennt: „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel."

Aber wo ist denn sein Bedenken geblieben: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen"? Er fragt ja nicht einmal Jesum danach. Wunderbar, überwunden sind seine Zweifel. Nicht aufgelöst und doch überwunden; wie alle klugen Einwände des Kranken gegen den Nutzen der Operation überwunden sind, wenn sie ihm Gesundheit gebracht hat. Er kann noch jetzt nicht nachrechnen, wie sie ihm doch helfen konnte, worin der Fehler seiner Berechnung bestand; aber er weiß nun, daß er sich geirrt hatte.

Das ist das Wunder, das jeder aufrichtige, nach der seligmachenden Wahrheit Dürstende erlebt, wenn er wirklich zum Herrn kommt. Wären es auch himmelhohe Berge von Bedenken, ganze Systeme von Einwendungen und Forschungsergebnissen, — vor dem, was er bei dem Herrn hören und sehen soll, verwandeln sich die scheinbar unerschütterlichen Zweifel in nichtige Schatten. Wenn nur erst der Ruf voll Staunen aus unserem Herzen aufgestiegen ist: „Woher kennst du mich?" Wenn wir den Herrn mit seiner majestätischen Stimme zu uns sagen hören: „Ich sahe dich." Wenn wir fühlen, wie unser gesamtes Leben vor seinen Augen bloß daliegt, auch das, was durch das Dunkel der Bäume oder der Nacht

vor Menschenaugen verdeckt war, auch das, was vielleicht uns selbst schon wieder entschwunden war; wie er selbst unser Innerstes, unsere vielleicht vor uns selber verborgenen Gedanken alle durchschaut, — dann bricht unser Hochmut auf unsere eigene Klugheit zusammen, und damit haben alle Zweifel ihre dämonische Macht über uns verloren. Wir stellen sie wie alle anderen noch nicht gelösten Fragen einfach beiseite und gehen an ihnen vorüber, vorwärts auf dem Wege der Wahrheit zum Glauben hin.

Das ist der sichere Weg empor zur Höhe. Wir wollten die Wahrheit suchen und waren so stolz auf diese unsere Kraftanstrengung, daß wir mit dem Finden es gar nicht eilig hatten, wohl ganz zufrieden damit waren, niemals zu finden; nun aber hat die Wahrheit *uns* gefunden. Wir hatten uns auf den Richterstuhl setzen und über die Wahrheit entscheiden wollen; nun stehen wir vor der Wahrheit und sie richtet uns. Wir wollten wie Eroberer in das Land der Wahrheit hineindringen und ihrer Herr werden; nun bricht sie siegreich in unser Inneres hinein und wird Herr über uns. Die majestätische Herrlichkeit des Herrn, von der wir etwas gesehen haben, hat uns überwunden.

Es mag viele Wahrheiten geben, die man auf dem bloßen Wege des Nachdenkens, des Prüfens, des Forschens finden kann. Die *seligmachende* Wahrheit hat nur der, welcher sie in ihrer erschütternden Majestät gesehen hat. Es mag sein, daß es heutzutage schwerer ist, sie so zu sehen, schwerer als einst, wo man in Jesu heiliges Auge sehen und seine königlichen Worte hören konnte; heute, wo seine Worte des ewigen Lebens durch den Mund geringer Menschen hindurchgehen müssen und dadurch von ihrer bezwingenden Hoheit verlieren. Aber die Erfahrung lehrt doch auch, daß noch heute sein Wort, gepredigt oder gelesen, dieselbe einschlagende, überwältigende Gewalt haben kann, wie sie einst Nathanael erfahren hat. Nur von dem einen hängt die Entscheidung ab, ob du soviel Sehnsucht nach der seligmachenden Wahrheit hast, daß du, wenn sie mit ihrem hoheitsvollen Blicke dich trifft, ihr die Ehre gibst, vor ihr dich beugst, vor ihr auf die Knie fällst.

Es gilt uns allen. Keiner ist sicher davor, daß ihm nicht noch Zweifel kommen, die ihn an allem irre machen möchten. Wenn etwa der Herr so ganz anders an uns handelt, als wir erwartet

und von ihm erbeten hatten, wenn es dann Nacht in unserer Seele werden will, — ach wie viele mögen gerade dann nichts mehr von Christo und seinem Worte hören! O dann „komm und siehe", dann hin zu ihm und seinem Worte! Wozu? Damit du etwas von seiner Herrlichkeit seheſt, damit du von neuem seine richterliche Hoheit fühlſt, die wieder ernſt zu dir ſagt: „Ich kenne dich, ich ſehe dich." Wenn du dann vor ſeinem Blicke errötend dein Auge zu Boden ſchlägſt und dich deſſen ſchämſt, was er an dir geſehen hat, dann werden deine Zweifel dahinſinken. Vielleicht kannſt du noch immer keine klare Antwort auf das „warum?" geben, womit du dich ſolange gequält hatteſt. Aber dieſe Frage verſtummt nun in dir. Es iſt wieder hell geworden in deiner Seele, wenn du des Herrn Herrlichkeit geſehen haſt.

Dann aber, ſei gewiß, werden auch früher oder ſpäter alle deine noch ungelöſten Fragen ihre einfache Antwort finden. Wie wird ſich Nathanael hernach ſeines klugen Zweifels geſchämt haben, als er erfuhr, daß Jeſus nicht aus Nazareth, ſondern aus Bethlehem ſei. „Du wirſt noch Größeres, denn das ſehen", ſpricht der Herr zu ihm. Die ihre Zweifel durch ihn überwinden ließen, werden ſoviel von der Herrlichkeit des Herrn zu ſehen bekommen, daß ſie kaum mehr begreifen, wie ſie einſt ſo haben zweifeln können.

Paſſionszeit.

Der Anſtoß an dem Leiden des Herrn.

[17. Betrachtung: Petrus fährt den Herrn an.]

Matth. 16, 21—23. Von der Zeit an fing Jeſus an und zeigte ſeinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jeruſalem gehen und viel leiden von den Älteſten und Hoheprieſtern und Schriftgelehrten und getötet werden und am

dritten Tage auferſtehen. Und Petrus nahm ihn zu ſich, fuhr ihn an und ſprach: Herr, ſchone dein ſelbſt, das widerfahre dir nur nicht. Aber er wandte ſich um und ſprach zu Petro: Hebe dich, Satan, von mir, du biſt mir ärgerlich; denn du meineſt nicht was göttlich, ſondern was menſchlich iſt.

Als einſt Jeſus auf Erden wandelte, war wohl keiner im ganzen jüdiſchen Lande allgemein ſo bekannt wie er. Und doch war auch kein anderer ſo verkannt wie er. Wie hätte er ſonſt von ihnen leiden und ſterben müſſen. Und was iſt heute bekannter auf Erden, als das Chriſtentum! Doch auch: was wird mehr verkannt als das Chriſtentum. Schweigen wir ganz von denen, die es haſſen und bekämpfen. Aber wie viele gibt es, die an ihm vorübergehen, ohne auch nur einen Augenblick dadurch ernſtlich gefeſſelt zu werden. Kommt es ihnen nicht gar wie ein Nichts vor, ſo ſoll es höchſtens etwas für kleine Kinder ſein, aus deren Mund ein Gebet ſo rührend klingt, oder für das niedere Volk, das dadurch im Zaum gehalten wird. Und bei feierlichen Gelegenheiten können ſie es auch zur Ausſchmückung mit verwenden, bei wichtigen Familienereigniſſen oder bei vaterländiſchen Feiern darf es poetiſch erhebend mitwirken. O wenn ſie ſehen könnten, wie dieſes Chriſtentum in majeſtätiſcher Größe an ihnen vorübergeht, gleichſam abwehrend die Hand erhebend: Ihr habt mich ſchmachvoll verkannt, ihr die ihr euch nach meinem Namen nennt!

Es gibt andere, die ſich deshalb um das Chriſtentum kümmern, weil ſie es von Kindheit auf ſo gewohnt ſind. Warum ſollten ſie auch *gegen* das Chriſtentum ſein? Sie wundern ſich, daß es Menſchen geben kann, die es nicht wollen, die es gar haſſen. Ihnen hat es nie wehe gethan, ſie nehmen es gern mit in ihr Leben auf. Auch über ſie klagt Jeſus Chriſtus: Ihr habt mich nie erkannt. Mit beiſpielloſer Hoheit hat er einſt geſprochen: „Ich bin gekommen, die Menſchen zu erregen.“ Ein Fels will er ſein, den man als Fels fühlt, ein Fels, an dem die einen ſich ſtoßen und fallen, die anderen ſich dankbar aufrichten. Das Chriſtentum wird beſchrieben als etwas, das kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menſchen Herz gekommen iſt. Es kann darum wohl ertragen, daß man ihm feind iſt. Denn: viel Feind, viel Ehr. Es kann aber nicht ertragen, daß man es wie ein Nichts

überſehe oder wie etwas Einfaches und Bequemes nebenbei mit in den Kauf nehme.

Wir ſind in die Paſſionszeit eingetreten. Das Leiden und Sterben des Herrn iſt der Höhepunkt des Chriſtentums. Und auch dadurch werden Unzählige niemals erregt? Es ſoll anders ſein. Die Welt ſoll ſich daran ſtoßen. Reden wir denn nach unſerem Evangelium **von dem Anſtoß an dem leidenden Herrn.** Wir ſehen: Selbſt Petrus ärgert ſich an ihm. Wir fragen: Warum ärgerſt du dich nicht an Chriſto? und: Welches iſt der letzte Grund alles Anſtoßes am Chriſtentum?

Nicht zu der Maſſe des Volks redet heute der Herr: „Jeſus fing an und zeigte ſeinen Jüngern.“ Nur eine kleine Schar war es, welche ſo unwiderſtehlich ſich von ihm angezogen fühlte und ſo gewaltig von ihm gefeſſelt wurde, daß ſie Haus und Hof, Vater und Mutter, ihr Schiff, ihr Zollhaus und ihr Amt aufgaben und für immer ſeine Jünger wurden. Indem ſie dieſen großen Schritt thaten, brachen ſie gleichſam die Brücken hinter ſich ab. Ein Zurück gab es nun für ſie nicht mehr. Schon um der Menſchen willen war es völlig unmöglich, ſich wieder von ihm zu trennen. Und wenn ſie noch ſo vieles bei ihm fanden, das ihnen nicht lieb war, ſie mußten es ſchweigend hinnehmen. Zu ihrem Herrn hatten ſie ihn erwählt; wollten ſie ſich nicht vor ihm und vor allen anderen lächerlich machen, ſo mußten ſie ſich ſchweigend in alles finden, was er redete und was er that. Oder wenn einmal in ihnen der Widerſpruch allzu mächtig ſich regte, — dieſe imponierende Sicherheit, da er niemals unentſchloſſen ſie um Rat fragte, ſondern immer wußte, was er wollte, dieſe alle Einwendungen unterſagende Gewißheit bei all ſeinem Reden und Thun, machte ihnen völlig unmöglich, jemals ihm drein zu reden.

Einmal jedoch, ſo erzählt unſere Geſchichte, einmal ſind dieſe Jünger durch das, was der Herr ihnen ſagte, ſo vor den Kopf geſtoßen worden, daß der eine unter ihnen, Petrus, ihn angefahren hat, wie ein Herr ſeinen Diener anfährt, der etwas Unerträgliches gethan oder geſagt hat. Er ſetzt alle Rückſichten beiſeite und hält es für ſeine heilige Pflicht, Jeſu zu widerſprechen, ja ihm gleichſam zu unterſagen, was er vorhatte. Wie unglaublich muß das geweſen ſein, was der Herr geäußert hat.

Und es heißt: „Von der Zeit an zeigte Jesus seinen Jüngern.“ Erst jetzt, nachdem diese schon über drei Jahre lang als seine Begleiter bei Tag und bei Nacht in alles, was er redete und that, sich gefunden haben, jetzt, nachdem sie immer wieder erfahren haben, daß auch das Auffallendste bei ihm sich später als das Allerweiseste und das Allerbeste herausstellte! Jetzt noch kann eine Äußerung des Herrn ihnen so unfaßbar sein, daß sie völlig außer stande sind, sie auch nur schweigend sich gefallen zu lassen.

Und gerade zu der Zeit Petrus! Eben vorher hat der Herr sie gefragt, was die Leute von ihm sagten; und als sie es berichtet hatten, hat er fortgefahren: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?“ Da hat Petrus mit vollster Glaubensüberzeugung ausgerufen: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Hat er nicht mit diesem Bekenntnis ein für allemal zu allertiefster Ehrfurcht sich verpflichtet? Wie, der von dem er weiß, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist, den kann er anfahren und zur Rede stellen! Er fühlt es selbst, daß er damit gleichsam das Verhältnis zwischen sich und dem Herrn umkehrt, sich über den Sohn des lebendigen Gottes stellt. Darum mag er es die anderen gar nicht hören lassen; er nimmt den Herrn beiseite, um ihn doch nicht vor den anderen zu blamieren. Aber schweigen — das ist ihm unmöglich. Ihm ist wie einem Kinde, das mit höchster Ehrerbietung zu seinem Vater aufzusehen gewohnt ist, aber plötzlich den Vater etwas so Furchtbares aussprechen hört, daß es alle Scheu beiseite setzt und auf den Vater zuspringt und ihm mit beiden Händen den Mund zuhält.

Was hat denn der Herr gesagt, daß Petrus so außer sich gerät? Es muß etwas sein, das aller menschlichen Vernunft, allen menschlichen Vorstellungen direkt ins Angesicht schlägt. Es muß etwas sein, in das sich zu finden den Menschen über alle Maßen schwer wird. Was ist es? „Von der Zeit fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte viel leiden und getötet werden.“ Wie ist es nur möglich, daß Petrus daran so schweren Anstoß nimmt? Weil es in der That das Unbegreiflichste ist, das sich nur denken läßt, das Unnatürlichste, das man sich nur vorstellen kann. Was sind alle Wunder, die uns sonst aus dem Leben des Herrn berichtet werden, in die sich so viele nicht finden können,

gegen dieſes Wunder, daß Jeſus Chriſtus gelitten hat und geſtorben iſt! Petrus hat recht, wenn er ſich ſo furchtbar an dem Leiden des Herrn ſtößt.

[18. Betrachtung: Warum ärgerſt du dich nicht an Chriſto?]

In unſerer Zeit wird es gepredigt von tauſend und abertauſend Kanzeln, wird es verkündigt in tauſend und abertauſend Büchern, genau dasſelbe, was hier der Herr ſeinen Jüngern zeigt, woran Petrus ſo ſchweren Anſtoß nimmt. Wir ſingen es in ſo vielen Geſängen vom Leiden und Sterben unſeres Herrn. Wir haben es im Bilde vor uns in Kirchen und Stuben und Schlafkammern, gemalt und geſchnitzt, gegoſſen und in Stein gemeißelt. Wir aber nehmen gar keinen Anſtoß daran? In den Wochen bis zum Karfreitage ſoll es uns noch ganz beſonders wieder vorgehalten und eingeprägt werden. Niemand aber wird dadurch aufgeregt, niemand fährt die Prediger dafür an wie Petrus den Herrn, den erſten Paſſionsprediger? Am Ende dieſer Paſſionszeit, wenn am ſtillen Freitage von dem Allergrößten gepredigt und geſungen wird, von dem Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmach und voller Hohn, von dem Tode des Sohnes Gottes am Kreuz, dann — o ſie wiſſen es vorher, daß das und nichts anderes ihnen vorgemalt werden wird, und doch werden ſie dann in ſolchen Mengen kommen, wie ſonſt nie im Jahre, als könnte gar keine Rede davon ſein, daß es ſie zurückſtieße.

Die Prediger heute aber können nicht einmal die Vorſicht üben, welche wir an dem Herrn hier ſehen, da er nur den wenigen treuen Jüngern von ſeinem Leiden und Sterben ſagt und es nicht eher ihnen ſagt, als zu der Zeit, nachdem ſie ſchon jahrelang ſich in ihn gefunden hatten und zu der höchſten Ehrfurcht vor ihm gelangt waren, ihn den Sohn des lebendigen Gottes nannten. Heute müſſen es die Prediger allen ſagen, die da kommen, auch denen, die vielleicht noch gar nicht Jünger des Herrn ſein wollen und noch gar nicht mit demütiger Ehrerbietung zu ihm aufſchauen. Und doch kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß die Zuhörer ſich unwillig,

Tode etwas haben werde, er hat schon jetzt unaussprechlich Großes. Du kannst ihm bieten, was du willst; und wenn du ihm alles, was sonst Begehrenswertes gedacht werden mag, bieten könntest, er würde seinen lebendigen Glauben um nichts preisgeben. Du magst ihm mit furchtbaren Drohungen seinen Glauben zu entreißen suchen: wer wirklich lebendigen Glauben hat, kann singen: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!“ Die Flammen der Scheiterhaufen, die Zähne der wilden Tiere haben den Glaubenden ihren Glauben nicht nehmen können; zu viel, zu groß, zu herrlich war, was sie im Glauben hatten. Die da keinen Glauben hatten, schüttelten die Köpfe über solchen Wahnwitz. In ihren Augen war das, was die Christen im Glauben zu haben meinten, eben nur eine Einbildung. Und heute — gibt es nicht viele, die da denken: „Glücklich, wer noch glauben kann!“ Viele, die selbst nicht glauben, nicht beten, und doch etwa bei ihren kleinen Kindern den Glauben und das Beten gerne sehen, weil sie es für eine liebliche Einbildung halten?

O, wenn sie recht hätten! Wenn der Reichtum, den der Glaubende zu besitzen meint, nur ein eingebildeter Besitz wäre! Wenn seine Freude, sein Friede, sein Stolz, seine Seligkeit nur ein Traum wäre! Furchtbarer Gedanke! Denn ich will nicht träumen, ich will mir nichts einbilden, ich will mich nicht selbst betrügen. Wahrheit, Wirklichkeit will ich, mag daraus folgen, was da will! O laßt sie uns fragen, die da lebendigen Glauben hatten, ob's nicht vielleicht doch nur Einbildung war, daß sie vor anderen Großes zu haben meinten! Sie werden dir antworten: Wir auch haben wohl einmal so gefragt; aber wir hatten Eins, das uns alle Zweifel wieder vernichtete; Gott hatte uns Eins gegeben, das war wie ein Siegel dessen, was wir Großes zu haben meinten, so daß wir wußten: wir meinen nicht, zu haben, sondern wir haben in der That und Wahrheit!

Kennt ihr dies Siegel? „Da ihr glaubtet, seid ihr versiegelt mit dem heiligen Geiste.“ Wer wahrhaftig glaubt, dem gibt Gott seinen heiligen Geist, und diese Gabe ist wie eine Beglaubigung von dem höchsten aller Richter, ist wie ein Siegel Gottes des Herrn, das da bezeugt: Euer Glaube ist Wahrheit und Wirklichkeit. Unendlich groß sind die Schätze, die ihr zu besitzen meint. Einen

ſtaubgeborenen, ſündigen Menſchen kann wohl einmal der bange Zweifel überfallen, ob es denn möglich ſein könne, daß ihm Gott ſo Großes gegeben. Aber aus dem Zweifel kann er immer wieder ſich emporringen zu der ſeligen Gewißheit: Mein Glaube betrügt mich nicht. Denn ich habe das untrügliche Zeugnis des lebendigen Gottes, ich habe ſeinen Geiſt als Siegel. Daran halte ich mich. Das macht mich gewiß.

[37. Betrachtung: Ihr ſeid verſiegelt mit dem heiligen Geiſte.]

Es iſt ein eigentümlicher Ausdruck, den der Apoſtel wählt, um den Geiſt Gottes als den Beweis unſeres Glaubens zu bezeichnen. Er nennt ihn ein Siegel. Aber nicht meint er ein Siegel, wie es etwa unter eine Urkunde geſetzt wird. Er ſchreibt vielmehr: „Ihr ſeid, ihr ſeid verſiegelt mit dem heiligen Geiſte“. Euch ſelbſt hat Gott ſein Siegel aufgedrückt, ſeinen Stempel aufgeprägt, da er euch ſeinen Geiſt gab. Wie in alten Zeiten ein Herr dem Sklaven, den er gekauft, mit unauslöſchlicher Schrift ſein Zeichen, ſein Wappen aufprägte, damit der Sklave ſelbſt und alle Welt wiſſe, weſſen Eigentum er jetzt ſei; wie wir in ein Buch, damit wir und alle es als unſer Eigentum erkennen können, unſeren Namen oder unſeren Stempel eintragen: ſo hat Gott die gläubigen Chriſten gleichſam verſiegelt, mit ſeinem Stempel, mit ſeinem Namen gezeichnet, da er ihnen ſeinen Geiſt gab, damit ſie ſelbſt, damit auch alle Welt wiſſe: das iſt mein Eigentum! „Auf daß wir ſein Eigentum würden.“ Denn freilich, wem Gott von ſeinem eigenen heiligen Geiſte gibt, den muß er wohl für ſein Eigentum anſehen. Er kann ſeine Sonne aufgehen laſſen über Böſe und Gute, und kann regnen laſſen über Gerechte und Ungerechte; aber ſeinen Geiſt kann er niemandem geben als denen, welche er mit inniger Liebe umfängt als ſein teures Eigentum. Seinen eigenen Siegelring ſteckte jener Vater ſeinem Sohn, dem verlorenen und wiedergefundenen, an den Finger, um ihn und alle Welt gewiß zu machen, daß dieſer als zerlumpter Bettler auf den Hof gekommene Menſch wieder voll und ganz ſein Sohn ſei. Wenn nun ihm,

der nur um Tagelöhnerstellung hatte bitten wollen, die Zweifel kamen, ob es denn Wahrheit und Wirklichkeit sei, daß der Vater ihn, den Elenden, in seine Arme geschlossen und ihm den Kuß heißer Liebe auf die Stirn gedrückt habe, dann bezeugte ihm der Siegelring an seinem Finger: du bist wahrhaftig wieder sein! „Du bist mein", so spricht der Herr zu dem Menschen, dem er seinen heiligen Geist gibt. Und wenn dir die bangen Fragen kommen wollen, ob es nicht doch Einbildung sein könne, oder wenn die Welt dich um dieses deines Glaubens willen für einen Narren ansieht, oder wenn du vieles erleben solltest, das nicht zu stimmen scheint mit deinem Glauben, so halte dich nur an das untrügliche Siegel, das ich dir gegeben, an mein Monogramm, das ich dir aufgeprägt habe, da ich dir meinen Geist gab, sei gewiß, zweifle nicht: du bist mein!

Müssen nicht selig sein, die den Geist Gottes haben? O greift hinein in den breiten, tiefen Strom von Leid und Weh, von Schmerz und Angst, von Sorge und Not, der sich durch der Menschen Leben wälzt; ob ihr wohl etwas erfassen könnt, das mit seiner Bitterkeit und seinem Grauen diese Seligkeit zu vernichten im stande ist? „Du bist mein", so sagt der, welcher König ist über Himmel und Erde und alle Gesetze und Kräfte der Natur liegen in seiner Hand, Gutes und Böses, Großes und Kleines; „du bist mein", sagt der, dessen Herz gegen sie sie kennen, dies Herz voll unerschöpflicher Güte und Liebe, Treue und Erbarmen. Was kann ihnen fehlen? Und wenn die Sorgen bergehoch über ihnen zusammenschlagen wollten, sie rufen ihren Seelen zu: „Ich bin sein" und werfen alle ihre Sorgen auf ihn, denn er sorget für sie. Und wenn ihnen heiße Wünsche versagt sind, wenn sie andere in vollen Zügen genießen sehen, was auch sie so gerne hätten, wenn ihr Herz sich aufbäumen möchte, sie rufen ihm zu: „Ich bin sein! Sei stille dem Herrn! Er weiß, was mir heilsam ist!" Und wenn sie stehen müßten mitten unter bitterbösen Menschen und sehen, wie man sie schädigen, beiseite schieben, ja zu Grunde richten will, wenn sie ratlos und ohnmächtig der Feindschaft und dem Hasse gegenüberstehen müßten, „ich bin sein", trotzt ihre Seele, „ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich; bin ich geliebt bei Gott, was kann mir thun der Feinde und Widersacher Rott'!" Wenn der Würgengel einer grausamen Seuche durch das Land rast und rechts und

links zu ihrer Seite die Menschen niedermäht, daß selbst die trotzigen Herzen beben und die Kniee der Starken zittern, sie hören den Geist Gottes in ihrem Herzen sagen: „Du bist sein! Ob tausend fallen zu deiner Rechten und zehntausend zu deiner Linken, so soll es doch dich nicht treffen, wenn er's nicht will; und wenn er's will, so soll's nicht ein Fallen, sondern eine selige Heimfahrt im Frieden für dich sein, heim zu ihm!" Und wenn ihr etwas so Furchtbares erdenken könnt, daß es über das herrliche „du bist mein" triumphieren, daß es dem Christen seine Seligkeit, seinen Frieden, seinen Glauben nehmen könnte, so bezeugt der Geist Gottes dem Christen, daß ihm solches niemals widerfahren wird. Denn so wahr es nicht Einbildung, sondern Wirklichkeit ist, daß dieser Christ des Herrn Eigentum ist, und so wahr der Herr sich sein Eigentum durch keine fremde Gewalt entreißen läßt, so gewiß läßt er keinen solchen Christen versucht werden über sein Vermögen. Vielleicht könnt ihr Beispiele davon nennen, daß wirklich schon Menschen so Furchtbares erlebt haben; aber ihr könnt kein Beispiel dafür bringen, daß einem Christen, der den Geist Gottes hatte, derartiges widerfahren ist, irgend etwas, dessen niederschmetternde Macht nicht gebrochen wäre durch das selige Bewußtsein: „Ich bin sein!" Eben das aber bezeugt der Geist Gottes denen, die ihn haben: „Es kann dir nichts geschehen, was Gott nicht hat ersehen, und was dir heilsam ist!" „Denn du bist sein!"

Aber — so höre ich dich sagen —, aber, wenn nun alles, was Paulus von dem heiligen Geiste redet, ein bloßer Traum ist? Der Geist Gottes, den der Christ hat, soll das Siegel dafür sein, daß er so Großes besitzt; doch, wenn nun der Christ sich nur einbildet, den Geist Gottes zu haben? Wenn es nun gar keinen Geist Gottes gibt, der den Gläubigen gegeben würde? Dann haben doch wir recht, die wir von solcher Schwärmerei nichts wissen wollen. — Gewiß, mein Freund, dann hast du recht. Und gewiß, es kann ein Kranker sich einbilden, daß er gesund sei. Aber soll es darum keinen Gesunden geben können? Es kann ein Christ sich nur einbilden, daß er den heiligen Geist habe. Aber wer ihn wirklich hat, der kann es gewiß wissen. Wenn du ihn kenntest, wenn du ihn hättest, so würdest du wissen, daß er sich mit einer unanfechtbaren Gewißheit legitimiert. Wer sich nur einbildet, ihn

zu haben, der hat allein durch eigene Schuld sich selbst betrogen. Denn ein Merkmal trägt dieser Geist Gottes, das nichts anderes auf dieser Welt aufweisen kann. „Ihr seid versiegelt mit dem heiligen Geiste.“ Es gibt keinen Menschen, der von Natur einen heiligen Geist in sich hätte. Sie sind allzumal Sünder. Wie? Das sollte ein Mensch nicht merken können, wenn nun ein entgegengesetzter Geist in ihm waltet? Wenn er nun die Sünde, die er früher innigst liebte, zu hassen anfängt, wenn er nun das Heilige, das ihm früher zuwider war, zu lieben anfängt, ja nicht mehr entbehren kann? Er wird nicht frei von aller Sünde; aber ihm graut vor ihm selbst, weil er noch sündigen kann. Der neue Geist in ihm will nicht mehr sündigen. Der kämpft nun in dem Menschen gegen des Menschen natürlichen Geist. Und dieser Kampf in ihm ist ihm der sichere Beweis, daß in ihm auch der Geist Gottes ist. Er verlangt nun nach Gottes Wort, wie der Gesundgewordene nach Speise verlangt. Er kann es nicht ertragen, ohne Beten zu leben, wie der Lebendige Luft einatmen muß. Freilich, weil's ein heiliger Geist ist, so ist er auch demütig und denkt nicht daran, sich etwas darauf einzubilden. Ist es doch nicht sein Geist, sondern Gottes Geist, der solches in ihm schafft. Darum, o Christ, wo du etwas merkst von dem Wirken Gottes in dir, meine nicht, in Demut das leugnen zu müssen. Das ist eine unwahre Demut, ist Heuchelei. Gott will Dank haben für seine himmlischen Gaben! Erkenne es frei, was er ohne all dein Verdienst und Würdigkeit dir gethan hat. Ein sicheres Siegel wollte er dir geben, da er dir seinen Geist gab, ein Siegel, das dir allen Zweifeln zum Trotz die Gewißheit brächte: „Ich bin sein!“

[38. Betrachtung: Der heilige Geist das Pfand unseres Erbes.]

Selig, wer den Geist Gottes hat. Denn der heilige Geist ist nicht nur ein Siegel dessen, was wir jetzt schon Großes haben, er ist auch ein Pfand dessen, was wir haben werden. — Was wir haben werden? Wer will es ausreden! Kann ein Blinder von der Farbenpracht reden, wenn am Abend die Sonne sich golden

ins Meer hinabsenkt und die Wolken am Himmel so wundersam bemalt und in der weiten leise bewegten Wasserfläche in flammenden Strahlen sich spiegelt? Solch ein Reden wäre es, wenn wir arme Sterbliche viel von der Herrlichkeit der ewigen Welt sagen wollten. „Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Aber ist's denn gewiß, daß wir es haben werden? Es sagen Tausende, nichts sei so gewiß, als daß es nichts sei mit der Hoffnung auf eine andere Welt nach diesem Leben. Nicht einen Pfennig würden sie geben um den Himmel; so sicher sind sie, daß es keinen Himmel gibt. Und wir —? Wir sehen, wir hören nichts von einem Erbe, das uns droben aufbewahrt würde. Wir mögen unsere Augen anstrengen, so sehr wir wollen, wir können nicht hindurchdringen durch den schwarzen Vorhang, der da Tod und Grab heißt. Wie? Sollen wir's darum glauben, weil wir's haben sagen hören? Meint ihr, darum, weil sie es so gelernt, wären die Christen des ewigen Lebens gewiß? Nein, Worte reichen hier nicht hin. Zuviel hängt von dieser Frage ab, als daß mich Worte sicher machen könnten.

Gott sei gelobt, der Christ, der lebendigen Glauben hat, hat von Gott ein Pfand empfangen, ein Pfand, das er sehen und fühlen kann, ein Pfand, das ihm bezeugt: Du wirst erben in Ewigkeit! Und wenn sein Glaube einmal wanken will, — denn so lange wir noch auf Erden wallen, kann der Glaube wanken, — so sieht der Christ auf das Pfand und hält damit den Glauben aufrecht und wird der Zweifel Sieger. Wie das Mädchen in ihrem harten Dienste nach dem Ringe an ihrer Hand blickt, dem Pfande, daß sie noch einmal frei und selbständig werden soll. „Ihr seid versiegelt mit dem heiligen Geiste, welcher ist das Pfand unseres Erbes.“

Menschen können wohl einmal Pfänder geben und doch ihr Wort brechen. Aber wenn Gott einem Menschen seinen Geist gegeben und damit zu ihm gesagt hat „du bist mein“, so bleibt auch dieser Geist ein untrügliches Pfand des ewigen Erbes. Denn Gott kann sein Eigentum nicht lassen. Gott ist ewig und all sein Thun ist ewig. Wenn Gott etwas anfinge und nicht hinausführte, so wäre er kein Gott mehr. Du kannst dir untreu werden; du kannst selbst den Geist Gottes, wenn du ihn schon hattest, wieder von dir

treiben. Aber Gott bleibt sich treu. Solange nur du seinen Geist in dir wohnen und wirken lässest, kann er nicht zurück. Er muß hinausführen, was er angefangen hat. Das fühlt der Christ, dem Gott seinen Geist gegeben hat. Er fühlt sich und sein ganzes Leben wie etwas Angefangenes, das einmal zum Ende kommen muß, wie der in dem Strome Treibende, dem sie vom Ufer das Rettungsseil zugeworfen haben, nun auch weiß, daß sie ihn ans Land ziehen werden. Der Christ fühlt sein ganzes Leben wie einen schreienden Widerspruch; wie wenn ein Reicher einen armen Knaben als Kind angenommen hätte und doch ihn noch in seiner Hütte, in seinem Hunger und Elend ließe. Wäre das nicht ein Widerspruch? Soll die Annahme an Kindesstatt nicht ein Spott sein, so muß der Knabe früher oder später aus der Armut erlöst, in des Reichen Hause teilnehmen an dem Überfluß. Das Dasein der Christen, die den Geist Gottes haben, ist ein Widerspruch. Sie sind Gottes Eigentum, und doch sind sie noch in all der Not und dem Elend, die den Gottlosen gebühren. Es muß einmal anders werden. In dem Geiste Gottes, so frohlockt der Apostel, haben wir „das Pfand unseres Erbes zu unserer Erlösung". Er muß uns einst ganz und gar und auf ewig erlösen von allem Elend und ganz und gar und auf ewig uns erben lassen, was sein ist.

Was sein ist? Das Eine, was sein ist, hat er uns gegeben, seinen Geist. O siehe, an diesem Einen, an diesem Pfande kann ich schon ahnen, wie das Ganze sein wird, das mir einst werden soll. Die Juden auf ihrer Wanderung nach Kanaan bekamen durch die Kundschafter nur ein wenig von den Früchten zu sehen, die in jenem Lande wuchsen. Aber an diesem wenigen aus dem Lande konnten sie abnehmen, wie herrlich dieses gelobte Land sein müsse. Wer den Geist Gottes aus dem Himmel kennt, der kann ahnen, wie herrlich es im Himmel sein wird. Das Pfand, daß das Erbe für ihn bereitet ist, ist auch die Probe, wie es sein wird. Fort mit all den erbärmlichen Vorstellungen, als wenn jenes selige Leben eine bloße Fortsetzung dieses Lebens wäre, nur daß alle Leiden vorüber sind! Ja, sie werden vorüber sein. Aber das Wesen jenes Erbes ist etwas ganz anderes. Willst du einen Vorschmack haben, wie es wird im Himmel sein, so fühle, was der Geist Gottes hier in dir wirkt.

„Wir sind sein", das selige Bewußtsein wird der Grundton von allem sein. Wir sind sein und nichts kann uns je wieder aus seiner Hand reißen. In ihm werden wir ruhen, seiner uns freuen, ihm lobsingen ohne Ende. Der heilige Geist ist es, den wir als erste Himmelsgabe erhielten. Heiligkeit wird die Luft des Himmels sein. Alle Sünde abgethan auf ewig. Der Geist der Wahrheit ist es. So wird Wahrheit herrschen im Himmel, kein Irrtum mehr, keine Täuschung, keine Verhüllung mehr; alles und alle wie durchscheinendes Krystall. Der Geist der Liebe ist es. So wird nur Liebe regieren im Himmel, alle Streitsüchtigen, alle Eifersüchtigen, alle Rechthaberischen, alle Mürrischen fern, fern auf ewig. Verlangt dich danach? Wenn nicht, so wisse, daß du noch nicht den heiligen Geist Gottes hast! Dann möge Gott eine Sehnsucht nach seinem Geiste in deinem Herzen erwecken, daß du einstimmen könnest in das Gebet: O heil'ger Geist, kehr bei uns ein und laß uns deine Wohnung sein! O komm du Herzenssonne!

Paul Gerhard hat einst seligen Herzens gesungen: Sein Geist spricht meinem Geiste manch süßes Trostwort zu, wie Gott dem Hilfe leiste, der bei ihm suchet Ruh! Er kannte den Geist Gottes als das Siegel dessen, was wir haben. Und er hat fortgefahren: Und wie er hab' erbauet ein' edle neue Stadt, wo Aug' und Herze schauet, was es geglaubet hat. Er kannte den Geist Gottes als das Pfand dessen, was wir haben werden.

Herr Gott, himmlischer Vater! Der du an dem Pfingsttage deinen heiligen Geist in die Welt gesandt hast und noch heute ihn wirken läßt unter den Menschenkindern, wir bitten dich, bewahre uns alle, daß wir nie dem Wirken deines Geistes uns widersetzen! Laß uns ihm nachgeben, wenn er zu unseren Herzen redet; laß uns ihm recht geben, wenn er in unserem Gewissen uns Sünden vorhält; laß uns ihm stille halten, wenn er aus uns das Böse vertreiben und uns zu dem seligmachenden Glauben führen will. Und dann laß uns das Herz weit aufthun, voll Verlangen nach einem neuen gewissen Geiste, nach deinem heiligen Geiste, damit er zu uns kommen und in uns wohnen könne und uns reich und selig machen und gewiß dessen, daß wir dein Eigentum sind, in deinen Händen wohl geborgen, und daß wir einst in deiner Herrlichkeit bei dir sein werden in alle Ewigkeit! Amen.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme),
Leipzig.

An der Schwelle ❋ ❋

des

❋ zwanzigsten Jahrhunderts.

Rückblicke

auf das

letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte.

Von

Reinhold Seeberg.

Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis: M. 2.10, eleg. kart. M. 2.40.

Eine Fülle glänzendster Besprechungen und der schnelle Verkauf der 1. Auflage sprechen am besten für die Absatzfähigkeit des Buches. Es ist aber auch ein Genuß dasselbe zu lesen, nicht nur für Theologen, sondern für jeden, der der kirchlichen Entwickelung unseres Jahrhunderts einiges Interesse entgegenbringt.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme),
Leipzig.

Einleitung
in das
Neue Testament.

Von

Theodor Zahn.

Zweite, vielfach berichtigte Auflage.

Band I. 31½ Bog. 9 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 11 Mk. 50 Pf.
Band II. 42 Bog. 13 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 15 Mk. 50 Pf.

Zum Glück giebt es in Zahn's neuestem Werke weite Strecken, die man lesen kann, ohne an den andern Standpunkt überhaupt zu denken. Es giebt hier genug neutrale Aufgaben zu lösen, wo jeder Mitarbeiter, der nur Wissen, Fleiß und Scharfsinn einzusetzen hat, dankbar begrüßt werden muß, wie vielmehr ein Mann wie Zahn! Für viele Gebiete wird sein Buch ein Repertorium bleiben nicht der Fachlitteratur — die schlecht genug bei ihm wegkommt —, sondern der zur Beurteilung wichtigen Thatsachen. Wie reichhaltig sind die Anmerkungen zeitgeschichtlichen, geographischen und kulturgeschichtlichen Inhalts z. B. über Galatien I 130—137. Wie erfreulich seine Beherrschung des philologischen Materials, seine Benutzung der Inschriften, seine ausgebreitete Kenntnis der archäologischen Litteratur! Von besonderem Werte ist es, daß Zahn von der alten Kirchengeschichte aus zum N. T. kommt, oder daß er jenes Gebiet gleichermaßen beherrscht. Recht in seinem Element ist er bei den kanonsgeschichtlichen und textkritischen Erörterungen, wo er oft unverhältnismäßig, aber sehr lehrreich in die Breite geht. Ich verweise auf § 22 (Röm. 15. 16), § 52 (den unechten Markusschluß), die verstreuten textkritischen Bemerkungen, besonders die zu den Lukasschriften, die Abhandlungen über die Tradition von den Evangelien u. s. w. Hervorragend bedeutsam sind die beiden ersten sprachgeschichtlichen Paragraphen, durch welche die üblichen unfruchtbaren und problematischen methodologischen Einleitungen ersetzt sind. Mehr noch als den sehr nützlichen Paragraphen über die Ursprache des Evangeliums, die Muttersprache Jesu, schätze ich den zweiten über „die griechische Sprache unter den Juden". Die Mitteilungen Schürer's über das Eindringen des Griechischen in Palästina werden hier wesentlich vermehrt und für die Forschung nutzbar gemacht. Es wird nach Zahn's Ausführungen nicht mehr unwahrscheinlich heißen dürfen, daß Jakobus, welcher Jahre lang an der Spitze einer zweisprachigen Gemeinde stand, daß Petrus und Johannes in ihrem apostolischen Beruf eine nicht bloß elementare Kenntnis und Fertigkeit der griechischen Rede besessen haben. ꝛc. **(Theolog. Rundschau.)**

A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme), Leipzig.

Zahn, Prof. D. **Th.**, **Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Literatur.**

I. Teil: Tatians Diatessaron. 24½ Bog. 9 Mk. — II. Teil: Der Evangeliencommentar des Theophilus von Antiochien. 8 Mk. — III. Teil: Supplementum Clementinum. 21 Bog. 7 Mk. — IV. Teil: I. Die lateinische Apokalypse der alten afrikanischen Kirche von Johs. Haußleiter. II. Der Text des von A. Ciasca herausgegebenen arabischen Diatessaron von Dr. Ernst Sellin. III. Analecta zur Geschichte und Literatur im zweiten Jahrhundert von Th. Zahn. 21¾ Bog. 8 Mk. — V. Teil: I. Paralipomena von Th. Zahn. II. Die Apologie des Aristides untersucht und wiederhergestellt von R. Seeberg. 28 Bog. 13 Mk. 50 Pf. — VI. Teil: I. Apostel und Apostelschüler in der Provinz Asien. II. Brüder und Vettern Jesu. 24 Bog. 10 Mk.

— —, **Geschichte des neutestamentlichen Kanons.** I. Bd.: Das neue Testament vor Origenes. 1. Hälfte. 29 Bog. 12 Mk. 2. Hälfte. 32½ Bog. 12 Mk. — II. Bd.: Urkunden und Belege zum ersten und dritten Band. 1. Hälfte. 26 Bogen. 10 Mk. 50 Pf. — 2. Hälfte. 39 Bog. 16 Mk. 20 Pf.

— —, **Skizzen aus dem Leben der alten Kirche.** 2. vermehrte u. verbesserte Aufl. 5 Mk. 25 Pf., eleg. geb. 6 Mk. 25 Pf.

— —, **Acta Joannis** unter Benutzung von C. von Tischendorf's Nachlaß bearbeitet. 10 Mk.

— —, **Das apostolische Symbolum.** Eine Skizze seiner Geschichte und eine Prüfung seines Inhalts. 2. Aufl. 1 M. 35 Pf.

— —, **Der Stoiker Epiktet und sein Verhältnis zum Christentum.** 75 Pf.

— —, **Das Evangelium des Petrus.** Das kürzlich aufgefundene Fragment seines Textes aufs neue herausgegeben, übersetzt und untersucht. 1 M. 20 Pf.

— —, **Brot und Wein im Abendmahl der alten Kirche.** 50 Pf.

— —, **Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche.** 90 Pf.

— —, **Die Dormitio Sanctae Virginis und das Haus des Johannes Markus.** 60 Pf.

— —, **Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage.** 3 M.

Reyländer, Superintendent G., **Die neuen epistolischen Perikopen** der Eisenacher Kirchenkonferenz. Exegetisch-homiletisches Handbuch in Verbindung mit mehreren Geistlichen herausgegeben. 11 Lfgn. 11 Mk., geb. 13 Mk.

Mayer, Pastor Lic. Dr. G., **Die neuen evangelischen Perikopen** der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homilet. Handbuch. 12 Lfg. à 1 Mk.

Pfeiffer, Gen.-Sup. A., **Die neuen alttestamentlichen Perikopen** der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homiletisches Handbuch in Verbindung mit Gen.-Sup. Propst D. Faber; Prof. Kleinert; Konf.-R. Lic. Keßler; Pastor prim. Kölling; Pastor Stosch u. a. ca. 12 Lfg. à 1 Mk.

Caspari, Prof. D. W., **Die epistolischen Perikopen** nach der Auswahl von Prof. D. Thomasius, exegetisch und homiletisch bearbeitet. 2. gänzlich umgearb. u. verb. Aufl. I. Hälfte (bis Ostern incl.) 3 Mk. 50 Pf.

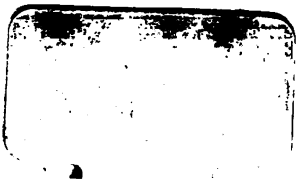
Kommer, Kirchenrat Dekan Lic. J. L., **Die evangelischen Perikopen** des Kirchenjahres, exegetisch u. homiletisch bearbeitet. 4. Aufl. 8 Mk. 40 Pf., eleg. geb. 10 Mk.

— —, **Die epistolischen Perikopen** des Kirchenjahres, exegetisch und homiletisch bearbeitet. 4. Aufl. 8 Mk. 40 Pf., geb. 10 Mk.

— —, **Die evangelischen Perikopen** nach der Auswahl von Prof. D. Thomasius exeg. u. homil. bearb. 2. Aufl. 7 Mk., geb. 8 Mk. 50 Pf.

Kohlrausch, Past. R. A., **Vademecum homileticum.** 2000 Predigt-Dispositionen über sämtliche altkirchliche, Thomasianische und andere Perikopenreihen aus den besten Predigten der Neuzeit gesammelt nebst Beobachtungen über die moderne Predigt. 2. verm. Aufl. 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 35 Pf.

— —, **Vademecum homileticum. Neue Folge.** Dispositionen über alttestamentliche Texte aus den besten Predigten der Neuzeit gesammelt nebst einer Abhandlung: Über homiletische Verwertung des Alten Testamentes. Mit einem Autorenverzeichnis und einer Perikopentabelle. 2 Mk. 50 Pf., geb. 3 Mk. 25 Pf.

Kaiser, Past. D. P., **Die Bergpredigt des Herrn** ausgelegt in Predigten. I. Die Seligpreisungen. 1 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 2 Mk. 25 Pf. II. Gebote. 1 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 2 Mk. 25 Pf. III. Das Vaterunser. 1 Mk. 60 Pf., geb. 2 Mk. 35 Pf.

Mohlenberg, Lic. G., **Vaterunser und Segen.** Elf Predigten, 10 über das Vaterunser und eine über den Segen. 1 Mk. 60 Pf., eleg. geb. 2 Mk. 20 Pf.